Beiträge

zum

Verständniß

der

Kirchen-Baukunst

mit

besonderer Rücksicht

auf

Neubau, Restauration und Ausstattung.

Ein Quartalblatt

mit

größeren Abhandlungen und kleineren Notizen

von

G. G. Kallenbach.

Erstes Heft.

1857.

Beiträge

zum

Verständniß

der

Kirchen-Baukunst

mit

besonderer Rücksicht

auf

Neubau, Restauration und Ausstattung.

Ein Quartalblatt

mit

größeren Abhandlungen und kleineren Notizen

von

G. G. Kallenbach.

Zwei Jahrgänge.

1857. 1858.

Quartal-Blatt
des
Vereines der Erzdiözese Bamberg
für
christliche Kunst-Archäologie.

№ 1. 1858.

Notizen.

Mit Beginn der schönen Jahreszeit darf der Vollendung der Facade an der Kapuziner-Kirche, vielleicht noch mit Ausnahme der oberſten Schlußaufsätze, wohl entgegengesehen werden; hat doch dem Vernehmen nach der Hochselige Herr Erzbischof v. Urban noch kurz vor seinem Tode das ihm als nothwendig bezeichnete Bau-Capital verläßigen Händen übereignet, weil ihm der Ausbau dieses Gotteshauses sehr am Herzen lag. *) —

An Mitgliedern hat der Verein verloren:

durch den Tod:

den hochseligen Herrn Erzbischof v. Urban;
den Herrn Stadt-Commissär Ihl.

durch freiwilligen Austritt:

Die Herren
Glaser, Bürgermeister,
Hofmann, Magistratsrath,
Schriefer, Professor.

Dagegen sind neu hinzugetretene Mitglieder

die Herren:

Brückner, Al. cl.
Dörfler, „ „
Fleischmann, „
Gebhard, „ „
Held, Pfarr-Vikar zu Auerbach.
v. Lerchenfeld, Freiherr, königlicher Staatsrath, Excellenz.
v. Mayer, Kaplan zu Neuhaus.
Morshäuser, Maler in Buttenheim.
Ott, Al. cl.
Reuß, Pfarrer in Hopfenohe.
Sauer, Al. cl.
Stettner, Dechant in Ullstadt.
Teubner, Kaplan in Ebensfeld.
Weber, Dom-Capitular.

Die Kirche St. Jakob zu Bamberg.

Taf. VI.

Im Jahre 1073 wurde dieses Gotteshaus gegründet, um 1100 vollendet, seitdem aber zu verschiedenen Zeiten mindestens theilweise umgebaut.

*) Wenn die Vollendung in so carrikirender Weise erfolgen sollte, wie das alberne Verbleiungsmuster im großen Rundfenster, so wäre es zur Ehre Bambergs und seines Geschmackes allerdings wünschenswerth, sie möchte lieber unterbleiben. Sollte Bamberg nicht schon genug lächerliche Quasigothik in seinem viereimrigen Brunnen besitzen!

Die Hauptfacade, welche die Doppellthürme bis über die Dachhöhe verdeckt und mancherlei Verkleidung im Inneren gehören der Roccocco-Zeit an; der Chor ist einfach und gothisch, die Thürme wurden ihrem Style nach um 1200 aufgeführt, sind also um ein Jahrhundert jünger, als die Erbauung der Haupttheile; diese letzteren, die drei Langschiffe nebst dem Kreuzschiff, haben sich von der ersten alten Anlage erhalten.

Zunächst ist an dieser Kirche merkwürdig, daß der Querstamm nicht östlich, sondern westlich liegt, in der Art, wie am Dom zu Bamberg. Der jetzige gothische Chor liegt ebenfalls am Westende, und es soll ehemals nicht nur ein romanischer Chor an derselben Stelle gestanden haben, sondern es war auch noch ein östlicher zwischen den Thürmen vorhanden, von welchem theilweise noch die Absis sichtbar ist. Die kleine Absis im Kreuzschiff sieht nach Osten, also in entgegengesetzter Richtung vom gothischen Hauptchore.

Das Mittelschiff wird von sieben Paar freistehenden Säulen getragen und von einem Paar, welches an die Thurmmauern anlehnt, sowie von einem zweiten Paar, welches mit den Kreuzschiffpfeilern sich verbindet. Diese Säulen mit ihren Bögen gehören der ersten Erbauungszeit an und sind der interessanteste Theil des ganzen Bauwerkes, einmal, weil ähnliche erhaltene Säulenbasiliken aus gleich alter Zeit nicht viele erhalten sind, zum andern, weil in ihnen schon eine entschiedene selbstständige Stylrichtung sich erkennen läßt.

Namentlich ist die Sockelgliederung beachtungswerth, Fig. 3, weil das gewöhnliche attische Profil, nämlich die gerundete Einziehung zwischen den Polstern hier in der Art modificirt wird, daß beide Rundstäbe oder Polster durch gerade, aufwärtsgehende Einschrägung und Ausschrägung getrennt werden, sowie beide Schrägungen wieder durch ein Stäbchen von über Eck gestellten Linien. Durch besondere Größe des untern Polsters und der der untern Aufschrägung erscheint der Sockel als höchst eigenthümlich. Eckblättchen oder Knollen sind noch nicht vorhanden. An den Schaften ist nur eine mäßige Verjüngung bemerklich, und die Würfel-Capitäle enthalten die allgemein gewöhnliche Form, während sich das Gesims aus Platte, einem sehr steilen Kehlleisten und einer schmalen Deck-Platte zusammenfügt. Die Bögen über den Säulen sind ohne Gliederung einfach, ebenso auch die glatten Wände darüber, in welchen sich die Halbkreisbogen-Fenster befinden. Die letzteren tiefen sich mittelst steiler Schrägung ein, und läßt sich nicht bestimmen, ob sie noch ursprünglich oder vielleicht später um Etwas erweitert sein möchten.

Die Stellung der Säulen hat eine Zwischenweite, daß der Raum des Mittelschiffes von der Axe des ersten bis zu der des dritten Paares fast ein regelmäßiges Quadrat bildet, dem alsdann in den Nebenschiffen je zwei Quadrate entsprechen. Die alten flachen Holzdecken sieht man nicht mehr, weil die Roccocco=Zeit hier ihre Stuckdecken geltend gemacht hat.

Die Vorhallen im Innern der Thürme gliedern in ihren Winkeln mehrere Stufen mit schlanken Säulen, über deren Capitälen Gewölbe mit Diagonal=Rippen ruhen. Die Capitäle dieser Säulen hahaben die Kelchform und Ornamentik wie im Dome etwa und wie solche gewöhnlich um 1200 gebräuchlich waren.

Ueber Paramentik.

Herr Kaplan Bock zu Köln giebt ein vortreffliches Werk über Paramentik heraus in einer sehr umfassenden und gründlichen Weise, welche um so mehr Anerkennung verdient, als ihm Vorarbeiten auf diesem Gebiete nicht zur Seite stehen. Möglich wurde ihm ein so schönes und schwieriges Unternehmen nur durch die ganz besondere Protektion Sr. Hoheit, des Fürsten Karl Anton von Hohenzollern, eines großen Verehrers der christlichen Kunst, welche Herrn Bock in den Stand setzte, für seine Zweckstudien ganz Deutschland, Belgien, Frankreich und Italien zu bereisen, und eine Sammlung von mehr als 600 Piecen mittelalterlicher Original=Webereien und Stickereien zusammenzubringen.

Sein Werk bringt eine Geschichte der kirchlichen Ornate von den frühesten Zeiten bis zum Schlusse des Mittelalters, vom kunsthistorischen Standpunkte sowohl, wie nach der liturgischen rituellen Bedeutung, und der jedesmaligen formalen Beschaffenheit.

Herr Bock geht aber auch noch weiter, weil er hauptsächlich den praktischen Zweck verfolgt; er weiset nach, aus welchem Material zu jeder Zeit die Kirchen=Ornate angefertigt, mit welchen Mustern und Ornamenten nach und nach die kostbaren Webereien verbunden und wie das Gewebe und die Stickerei fabricirt wurden.

Abbildungen in vortrefflichem Farbendruck kommen dabei der Vorstellung zu Hülfe, und gehen auf solche specielle Darstellung ein, daß selbst die Art und Weise des Gewebes, Kette und Einschlag desselben ersichtlich gemacht sind.

Ist dieses Unternehmen die theoretische Seite von Herrn Bocks Bemühungen, so haben dieselben auch eine praktische, nämlich die Nutzanwendung der mühsam gesammelten Ergebnisse um dem überall tief empfundenen Bedürfnisse der Gegenwart für würdige Paramentik zu begegnen. Ueberall hörte man die Klage, die alten Paramente seien die schönsten und würdigsten, während für die neuanzuschaffenden die Stoffe mehr und mehr verfälscht, schlecht gefärbt, mit abgeschmackten Mustern ausgestattet würden, an symbolische nicht mehr zu denken. Dazu kommen an manchen Orten noch verlegene Waaren, Zeuge, nach wenigen Jahren in den Farben verschossen, oder weiße, welche nach kurzem Gebrauch vergelben, selbst sprödes und brüchiges Zeug, bei alledem begleitet von hohen Preisen. Wie weit es dabei mit dem Handel mit Paramenten gekommen, ist kaum auszusprechen, und doch handelt es sich hier um Gegenstände, die man heilige Gewänder nennt.

Die praktische Seite des Herrn Bock besteht nun darin, daß er eine besondere Fabrik ins Leben gerufen hat, die nach alter würdiger Technik, mit alter prachtvoller Ornamentik und symbolischer Ausstattung, ächt in Seide und Halbseide, auch in Gold, und zwar in ächten Farben entsprechende Webereien, auch fertige Gewänder liefert.

Die betriebsame Fabrik des Herrn Friedr. Jos. Casaretto in Crefeld hat nemlich dieser schwierigen Ausführung sich unterzogen, dafür aber auch bereits sehr lohnende Anerkennung geärntet. Selbst eine große Anzahl Kirchenfürsten haben nicht nur anerkennend sondern auch öffentlich empfehlend für die Cassaretto'schen Fabrikate sich ausgelassen. So der Kardinal-Erzbischof von Köln, die Erzbischöfe von München und von Freiburg, der Fürstbischof von Breslau, die Bischöfe von Münster, Paderborn, Trier, Rottenburg, Mainz, Fulda, Limburg, Hildesheim, Dresden, Speyer, die belgischen Bischöfe von Luxenburg, von Limburg, u. A.

Wir glauben, man wird uns Dank wissen, wenn wir für Neubeschaffungen auf diese Gegenstände aufmerksam machen, weil hier die Möglichkeit vorliegt, wieder Kirchenparamente zu erlangen, welche nach Jahrhunderten von der Ehrenhaftigkeit Zeugniß ablegen, dem Altar geboten zu haben, was dem Altar gebührt. Der kirchlich-archäologische Verein ist ausgestattet, Proben der Zeuge vorzulegen, und über die Preise sowie den direkten Bezug aus der Fabrik Auskunft zu geben.

Zum Schluß bemerken wir nur, wie in Norddeutschland und

am Rhein schon seit Jahren Schritte geschehen sind, dem Bereich kirchlicher Paramentik gründlich aufzuhelfen, so daß nicht nur die Zeuge des Herrn Casaretto vorzugsweise Eingang fanden, sondern in größern Städten sich auch Damen-Vereine bildeten, welche eines Theils die kostbaren Stickereien für kirchliche Zwecke, andern Theils wieder die Versorgung der armen Kirchen über sich nahmen.

Beitrag zur kirchlichen Stylfrage,

besonders mit Rücksicht auf die Behauptung, daß der romanische Styl Billigkeits halber sich vorzugsweise empfiehlt.

Seitdem die Gothik in der Baukunst wieder Anwendung finden will, ist die Gegenseitigkeit zwischen den Parteien, welche um den richtigen Styl der Gegenwart streiten, noch schroffer als bisher. Will man unparteiisch sein, so muß zugestanden werden, alle Parteien haben Etwas für sich, eben darum aber auch keine unbedingt Recht. So kann man den Anhängern des griechischen Tempelstyls darin beiflüchten, daß diese Kunstwerke Vorbildliches für alle Zeiten behaupten werden, zur Nachahmung aber sich nicht empfehlen können, weil ihre Zeit vorüber ist. Ebenso ist von der Gothik zu sagen, daß das Alte niemals, mindestens in durchaus alter Gestalt copirt werden darf, ohne am unrechten Platz zu sein. Das chronologische Feld zwischen antikem Tempel und gothischem Kirchbau ist dagegen so reichhaltig, daß viele seiner Ideen sich zur Brauchbarkeit für Gegenwart und Zukunft empfehlen, wogegen wieder alle diejenigen seiner Entwickelungen, die in der Gothik erst Vollklang und Vollendung erhielten, auch in gothischer Gestalt den Vorzug erhalten dürften, weil man sicher doch für jeden Zweck dem am meisten Vollkommenen den Vorzug geben und nicht Unvollkommenes wählen wird, um solches dem Zufall zur Vervollkommnung zu überlassen. Wir sind demnach der Ansicht, daß der Baustyl der Zukunft ein Recht auf die ganze Vergangenheit hat, gründlichere Kenntniß aller Style aber und ihres Details das meiste gerechtfertigte Material vorzugsweise dennoch in der Gothik finden wird. Die Mischung zur Einheit zu erheben, wird Aufgabe der Zukunft sein und es dürfte also wohl der gothische Styl einst in höherer Auflage Styl der Zukunft werden.

Dennoch halten wir jenes vielbeliebte Verfahren, welches zum Zweck bloßer malerischer Wirkung allerlei Stylmotive durcheinander würfelt, ohne nach irgend welcher innern Begründung zu fragen, für er-

folglos, weil willkürlicher Wirrwarr für Stetiges sich nicht eignet, für fruchtbar dagegen, die verschiedenartigsten allenfalls sich bekämpfenden Bemühungen, welche strengere Richtungen anstreben. Diese fördern die wissenschaftliche Seite und nach Maaßgabe der Erschöpfung derselben wird das Rechte sich zuletzt wohl zu behaupten wissen.

In England stehen zur Zeit Classiker und Gothiker in heftigster Fehde sich gegenüber, und es wäre zu wünschen, daß dieselbe bis zu strengeren Stylerörterungen fortgesetzt werden möchte, weil die Gründe auf welche man sich zur Zeit stützt, noch zu sehr der Oberflächlichkeit angehören.

G. G. Scott, der Führer der Gothiker behauptet, daß der classische Styl dem englischen Volk und seiner Religion fremd sei. Die Gegner leugnen, daß man den gothischen Styl christlich zu nennen berechtigt ist, zwei Drittel der christlichen Aera wären schon vorüber gewesen, ehe sich Spuren der Gothik gefunden hätten, und die ganze Dauer ihrer Entwickelung, ihres Blühens und Verfalles habe etwas mehr als drei Jahrhunderte gedauert, mithin nur ein Sechstel der Zeit, in welcher sich die Menschheit des göttlichen Segens des Christenthums erfreut habe. Die Gothik habe sich ein halbes Jahrhundert hindurch entwickelt, dreiviertel Jahrhunderte geblüht, ein halbes Jahrhundert Spuren des Verfalles gezeigt, und anderthalb Jahrhunderte zum Verfall verbraucht. Somit habe der gothische Styl nur siebenzig Jahre geblüht, also den 26. Theil der Dauer des Christenthums; mithin eigne er sich nicht, der christliche zu heißen. Und dieses obenein um so weniger, als die Kreuzfahrer ihn von den Sarazenen nach Europa gebracht haben.

Alle diese Argumente enthalten noch mehr kunstgeschichtliche Vorurtheile als stichhaltige Beweisgründe. Der Behauptung, der classische Styl sei dem englischen Volk fremd, läßt sich entgegnen, daß England unter dem letzteren über drei Jahrhunderte gelebt habe, ferner, daß auch im Mittelalter mehrmals dem englischen Volke fremde Style zugeführt wurden, so der angelsächsische in großem Maaße, der normännische und später der frühenglische vollständig, auch für den gothischen Styl kam der Anstoß von Außen. Wurden diese Fremdlinge alsbald national, so dürfte gleiche Möglichkeit auch andern fremden Stylen ohne Weiteres nicht von vorn herein abzusprechen sein. Ueberhaupt, soll der Styl jedes Landes und Volkes durchaus dem heimischen Boden entwachsen, so würde man am allerwenigsten heut zu Tage in Afrika, Amerika und Australien, Indien, im gothischen Styl bauen dürfen.

Ebenso wenig stichhaltig sind die Definitionen der Gegner der Gothik. Den Worten nach nur einseitig historisch richtig, mangeln dieselben um so mehr noch an innerem Gehalt. Es kann nemlich für die mindere oder größere oder vollkommenste Berechtigung eines Styles unter mehreren, welche wie hier in gleicher Weise Dienste geleistet, unmöglich die Zeit der Erscheinung oder Dauer etwas bestimmen wollen, sondern nur ihr Inhalt nach Qualität nnd Bedeutung. Für den Kirchbau nach christlichen Eigenschaften haben wir zu beanspruchen Einheit, in der Einheit Gliederung, in der Gliederung möglichst selbstständige Individualitäten, und unter den Individualitäten Harmonie. Gewissermassen nimmt auch der griechische Tempel diese Eigenschaft in Anspruch, als Hauptunterschied zwischen ihm und der Kirche gesellt sich jedoch zu letzterer noch als eigenschaftliche Voraussetzung die Innerlichkeit, die der griechische Tempel nicht kannte, jene Innerlichkeit, die den Kirchbau von innen nach außen heraus bildet. Je inhaltreicher nun jene Eigenschaften sich ausgebildet haben, nämlich je entschiedener die Gliederung der Architektur nach Architekturen, je schärfer der Ausdruck der Individualität der Glieder ohne die Einheitlichkeit des Ganzen zu schmälern, je gemeinsamer das Gesetz für alle Glieder, zur Herstellung der möglichsten Harmonie, desto mehr wird ihr Träger als christlicher Styl sich bewähren.

Den Grundtypus für diese Richtung beschloß bekanntlich gleich zu Anfange die christliche Basilika, und verfolgt wurde derselbe durch alle Zeiten der Kirchenbaukunst. Verirrungen mittelst Erscheinungen, die wieder zur Seite liegen blieben, aber auch wohl manches Entwickelungsfähige welches dasselbe Schicksal theilte, hingen zeit- und ortweise an die Entwickelung sich an, bis die Gothik den Höhepunkt dieses Prozesses beschloß. Das Prüfungsfeld für die vollkommenste Kirchenbaukunst wird sich also wohl weiter ausdehnen, als auf abgemessene Jahrzehnten und Jahrhunderte.

Was der gothische Styl aufs Klarste entfaltet, eben dasselbe war bereits im romanischen als Knospe, im ersten Basilicenstyl als Embryum enthalten, der Schwerpunkt für den heutigen Kirch-Bau wird also immer in die Jahrhunderte der Gothik fallen. Diese wollen aber bis ins kleinste Detail ergründet und erwogen sein, soll anders eine bewährte Sichtung erfolgen. Man wird alsdann finden, daß ganze Jahrhunderte der Gothik verwerfen, ebenso viel heißt, als das Kind mit dem Bade ausschütten; daß gerade eben diese so ohne Weiteres von der Hand gewiesenen Jahrhunderte Formen und Ver-

bindungen brachten, die den früheren gothischen Jahrhunderten entgangen waren, und ihnen ebenbürtig sind, sobald ihre Verwendung sich glücklicher gestaltet, die Ueberhäufung gemildert, die Vertheilung besserer Harmonie unterzogen wird. Die verschiedenartigsten Stimmungen auszudrücken, ernste Größe und heitere Erhabenheit, Bescheidenheit und Mäßigung, Anspruchlosigkeit und Einfachheit, reicht eine Art von Gothik nicht aus, die nur Einerleiheit gewähren würde. Die Gothik dürfte daher wohl nach unserer Ansicht den begründetsten Boden enthalten, um Prüfungen von ihm aus zu veranlassen, Alles aber, was der Gothik voranging, mit Gegenstand dieser Prüfungen werden.

So wünschen wir denn den Engländern ein tieferes Eingehen auf ihre Kunstweisen und zwar auf beiden Seiten, denn etwas Wahres wird sich auch zuweilen bei den zuletzt unterliegenden Gegnern finden, jedenfalls aber am Irrthum die Wahrheit aufrichten lassen.

Während die Engländer mit großer Mühe und Aufwand Sammlungen von alten Kunstwerken anlegen, Kunst-Handwerks-Schulen mit diesen verbinden, damit das Handwerk durch die Kunst gehoben werden möge, ein Grund mit, um eben für eine entschiedenere Stylrichtung in die Schranken zu treten, Bemühungen, welche übrigens auch in Deutschland nicht überall brach liegen, giebt es dennoch manche Gegenden, wo es nicht das Bewährteste und Würdigste, sondern nur das billigste Surrogat gilt, sobald es um Häuser für unsern lieben Hergott sich handelt, gleich als wenn solcher aus der Mode kommen sollte. Da heißt es denn, romanische Kirchen empfehlen sich, vor gothischen, weil sie billiger herzurichten sind.

Daß diese Behauptung unwahr ist, und auf Stylunkenntniß beruht, ist mindestens hier anzudeuten unsere Absicht, nachdem wir oben berührt haben, mit welcher Energie man anderwärts für den Kirchenbau-Styl in die Schranken getreten ist, und wie vieles dennoch für denselben zu thun erübrigt.

Zunächst kommt es darauf an, was unter gothischem und unter romanischem Styl zu verstehen ist.

Keiner von beiden darf als ein so völlig abgeschlossenes unwandelbares Bild gedacht werden, wie etwa das des dorischen Tempels. Beide mittelalterliche Style sind vielmehr der eine flüssig, der andere beweglich. Der romanische läuft in einer Art durch sein Bett, daß er an keiner Stelle einer geschlossenen Identität nach erfaßt werden könnte, der gothische dagegen ist, obgleich seiner Eigenschaftlichkeit nach

viel gegliedert, dennoch so principiell, daß man bei aller Verschmelzung seiner Glieder sein Wesen dennoch zu anatomisiren vermag. Dennoch läßt sich die Frage, was gothisch sei, ebensowenig kurz abfertigen, als eben die verwandte Frage nach dem Wesen des Christenthums. Wird behauptet, der gothische Styl bestehe in Spitzbögen, Thürmchen, Maaßwerk u. dgl., so ist damit eben so viel und so wenig gesagt, als wollte man behaupten, die katholische Kirche bestehe in Glockenläuten, Singen, Räuchern u. dgl.

Leider wird der gothische Styl häufig genug noch in solch oberflächlicher Art, nicht von gemeinen Leuten, sondern vielfältig noch von Personen aufgefaßt, welche selbst als gründliche Kenner sich geriren möchten. Die Sache liegt indessen tiefer, selbst wenn wir nur wie hier die technische Außenseite berühren.

Zunächst handelt es sich um das eigentliche formelle Wesen, das Ideal des Systems im gothischen Kirchbau. Dieses will natürlich an den Werken des Styls gesucht und gefunden sein, eine nicht leichte Aufgabe. Wir haben von gothischen Prachtthürmen, deutschen Ursprungs, die bekannten zu Antwerpen, Köln, Straßburg, Freiburg, Frankfurt und Wien. Jeder hat seine Schönheiten und dem andern gegenüber seine Mängel; keiner von ihnen allen ist also vollkommen und für sich allein im Stande, das Thurm-Ideal vollständig zu bieten. Ebenso geht es mit den Kirchen, ihrem Strebesystem, ihren Gewölben, ihrem Fenstermaaßwerk, den Pfeilern, deren Sockeln, und was mit zum Wichtigsten gehört, den Profilen, ihren Gliederungen, sowie endlich mit den Verhältnissen, wie alle diese Theile zu einander und zuletzt zum Ganzen sich verhalten.

Nur aus wiederholtem vergleichendem Studium einer Menge der besten Monumente wird man im Stande sein, die ideale Grundidee, welche als leitender Faden durch alle sich hinzieht, zu gewinnen, um solche wieder rückwirkend zum Prüfstein zu verwenden.

Man irrt aber, wenn man glauben wollte an irgend einem Werk, weil etwa die Großtheile dem Stylideal entsprechen, auch gleich günstig für die Qualität des Details schließen zu dürfen.

Das ganze Mittelalter war vielmehr Entwickelung; und die Kleintheile des Styls wurden erst entwickelt, nachdem man mit dem Großen fertig geworden war. So fand im Domchore zu Köln zugleich die Disposition für das große Ganze ihren vollendeten Ausdruck, nicht so für die Glieder, ja für solche nicht, die selbst zu den kleinsten noch nicht gehören, wie z. B. die inneren Tragepfeiler, Kapellenfenster u. dgl. Mehr noch als am Körper der Kirche, und wie-

der in späterer Zeit bildeten die Gliederungen am Thurmbau sich aus, und demnach sind auch diese nicht geeignet, alle Arten gothischer Glieder zu vertreten, weil spätere Zeiten noch entschiedenere brachten.

Die Quellen für die Qualität der Gothik liegen also nicht zu handgreiflich auf der Oberfläche, und erst der vollständige Verlauf der Entwickelung ergiebt die leitende Form, welche den Prozeß begann und vollendete. Hier besteht diese Form in der Vielseitigkeit mittelst der Diagonale, im Gegensatze der im romanischen Styl angestrebten Rundung. Als Ausgang die vielseitige Absis, als Schluß das Diagonalprofil, sind, nachdem die Vielseitigkeit das Ganze durchdrungen, selbst der Absis sich entäußert, gerade die Profile die vornehmste Form, welche zunächst die Gothik charakterisirt. Gleich berechtigt ist dagegen die Construktion, welche die Profilentwickelung leitet, von den Profilen also unzertrennbar erscheint, und ebenso auch wieder die Großtheile gliedert, für zweckentsprechende Gestalt, Bedeutung und Rücksicht auf Ersparung der Massen.

Tragepfeiler, Strebepfeiler und Bogenwerk kommen hier, besonders bei größeren Kirchen in Betracht, weil ein Steingerüst unter vollständiger Abwägung von Tragkraft, Druck und Schub, mit weniger Material sich errichten läßt, als freistehende bloß längs laufende Mauern. (Zum Beweis dieser Behauptung sei angeführt, daß bei gewölbten Kirchen, der innere, freie, umschlossene Flächeninhalt zu dem Flächeninhalt, der das Mauerwerk bedeckt, in Kirchen italienischen Styls sich verhält, wie 3:1; in gothischen hingegen wie 4, häufig auch wie 5:1, in welchem letzteren Fall ganze zwei Fünftheile der Mauermassen, also des Kostenaufwandes erspart sein würden. Nicht viel ungünstiger dürfte dieser Vergleich auch bei Kirchen mit hölzerner Decke zu stehen kommen. Auch ist dabei der Erwägung werth, daß große Flächen mit Fenstermaaßwerk und Verglasung sich billiger schließen lassen, als mittelst drei Fuß dicker Mauern).

Geht demnach die jedesmal erforderliche beste Construktion mit der durch sie gleichsam regierten Gliederung voraus, (man halte die mittelst Rundstäben und Kehlen tief durschnittenen Tragepfeiler, Gewölbegurte, Fenstergewände gothischer Kirchen, nicht für müßig dekorirt, denn eben diese Gliederung entspringt aus construktiven Vortheilen, weil sie Masse und Gewicht des Steinwerks erleichtert, ohne die von der Statik gebotene Spannweite zu schmälern), so folgt jetzt erst das benöthigte Bogenwerk, sei dasselbe spitz, rund, stichbogig, flach, oder zusammengesetzt, nach jedesmaligem Erforderniß.

Rücksichts der Bögen läßt die Gothik der Construktion und den sie begleitenden Umständen die freieste Wahl, und der Spitzbogen tritt mit Begründung erst auf, wo es sich darum handelt, schmalen hochgestreckten Theilen sowohl für das Auge, als die Statik den passendsten Schluß zu geben. Das ganze übrige unerschöpfliche Gebiet gothischer Ornamentik, kann nach Umständen wegfallen oder Anwendung finden, niemals aber ohne begründete Wahl und Stellung zum Ganzen, und ohne Dienstverhältniß, oder mindestens Bezeichnung desselben zur Statik des Einzelnen wie des Ganzen. Das formelle Wesen der Gothik besteht demnach in besonderen Profilirungen aufs engste verwachsen mit der Struktur, in zweiter Linie erst folgen Bogenformen, in dritter zuletzt die bekannte Schmuckfülle, bereit zur Hand nur nach jedesmaligem Bedürfniß.

Bei dieser fast universellen Befähigung und Freiheit der Gothik für kirchliche und profane, hochstrebende oder zugerundete, oder auch gedrückte Werke; bei der Möglichkeit, reichere und dabei ernste und heitere Gebilde, oder die einfachsten, und doch zugleich lebendig bewegten Formen zu gewähren, ist der gothische Styl als Befreiung des Materials von beschränkenden oder gar zwingenden Stylformen zu betrachten. Die Art, wie derselbe an der einfachsten gothischen Kirche oder Kapelle mit Achteck-Schluß, Pfeilerwerk, und bloßer Eckenfase als einziger Gliederung sich zu bewähren vermag, sobald es mehr gilt mit anderweiten Gliedern, und immer nach gleichem Grundgesetz sich bereichert, endlich seine Glieder gruppirt, zuletzt die Neben- zu Hauptgruppen zusammenfaßt, kurz die Art wie der Styl Mittel besitzt, allen Ansprüchen nachzukommen, kann des Raumes wegen hier nur allgemeine Berührung finden.

Wie sieht es dagegen aus, wenn der romanische Styl nur gleicher Betrachtung unterzogen wird?

Wie oben schon bemerkt, ist dieser Styl Product einer bloßen Durchströmung, sein Charakter also nur annähernd zu erfassen wie sein Beginn und sein Abschluß, denn er gehört sich selbst nicht an, am mindesten wo er zu einer seiner Grenzen sich neigt.

Am sichersten erfaßt man ihn nach zwei Seiten hin, einer primären und einer secundären. In der ersten erscheint er als vollständige Basilikenform, also mit hohen und Nebenschiffen, Absis und etwa auch Kreuzstamm. Diese Gliederung der Großtheile hat an sich schon historisch kirchliche Bedeutung, wobei denn also von weiteren kirchlichen Detail-Formen abgesehen werden könnte. Nach der zweiten Seite da-

gegen drückt der Styl bereits durch entwickeltes Detail sich aus; die gerundete Absis hat nemlich in Verbindung mit den gerundeten Säulenarkaden verwandte Motive als Dekoration erzeugt, den Halbkreisfries, oder Zwerg-Arkaden statt desselben, Säulen-Capitäle mit eigenthümlichem ebenfalls gerundetem Laub, Stab- und Hohlkehlenwerk an allen rechtwinklichten Kanten um auch diese zu verrunden, auf den Flach-Wänden Nischen mittelst Säulen und Bögen. Nehmen wir nun von einem kirchlichen Bauwerk, wenn es ein kleineres gilt, jene Basilikenform weg, so verbleiben uns noch die inzwischen gewonnenen architektonischen Ornamente als nachgebildetes Abbild der nun verschwundenen Großtheile und es wird dasselbe je nachdem man stylreicher baut, auch um so mehr historischen, also romanischen Styl behaupten.

Wollte man dagegen von jener romanischen Dekoration absehen, auf glatte Mauern, Rundbogenfenster, und etwa die runde Absis sich beschränken, gewöhnlich der Charakter solcher auf Ersparung hin gebauten Kirchen, so sind diese Werke am wenigsten geeignet, als romanisch sich bezeichnen zu lassen. Ihnen fehlt die Basilikengestalt, und auch jedes andere eben durch den romanischen Styl specifisch entwickelte Element, Absis und Fenster gehören dem heidnisch-römischen Styl an, und es mangelt daher ihnen jegliche kirchlich-historische Begründung.

Aber auch die besondere Eigenthümlichkeit für eine Art neuen Kirchenstyls darf ihnen nicht zugesprochen werden, denn ähnliche Räume mit gerundeten Fenstern und Absis findet man seit dem Anfange des vorigen Jahrhunderts im nördlichen Deutschland eigends hergerichtet, auch wohl mit Thürmen verbunden als herrschaftliche Reitbahnen, Perdeställe u. dgl., und es scheint, daß die quasiromanischen Kirchenräume eher von dort her, als aus kirchlichen Stylstudien ihren Weg gefunden haben.

Von dieser Art von Bauwerken kann also nicht die Rede sein, bei der kirchlichen Stylfrage rücksichts der Herstellungskosten; wenn dagegen rücksichts der letzteren ächter romanischer Styl mit gothischem Vergleiche aushalten soll, wird unter zwei beiderseitigen in gleicher Art reich gehaltenen Bauwerken sicher das gothische als billigeres den Preis davon tragen, wogegen das gothische, wenn man es einfach halten will, noch vortheilhafter sich herausstellen wird, während das romanische immer eines gewissen Aufwandes bedarf, um nur romanischen Charakter zu retten.

Die Ersparnisse liegen sowohl in der Construktion, wie im Ornament. So ist eine große Fläche ungleich billiger mittelst einfachen

Maaßwerks und Verglasung zu schließen, also mittelst des gothischen Fensters als mittelst einer zwei bis vier Fuß dicken Mauer; die gothische Fase leichter zu geben, als romanische Kehlen und Rundstäbe; und die durch Pfeiler gegliederte Mauer ist schon belebter als Halbkreisfriese, und andere romanische Ornamente den Bau zu gliedern vermögen.

Wir wollen durch diesen Vergleich beider Style keineswegs beiden eine gleiche Competenz zugesprochen wissen, sondern nur dargelegt haben, daß jene Billigkeitsbehauptung in Wirklichkeit jeder Begründung entbehrt, wenn man nicht aufhören wollte, Kirchbauten historische Berechtigung wiederfahren zu lassen.

Die Cistercienser-Kloster-Kirche zu Ebrach.

Taf. VII.—IX.

Der eigentlichen Geschichte dieses Klosters nachzuforschen, müssen wir andern Kräften überlassen, wir können uns hier nur mit den baulichen Formen befassen und so viel bemerken, daß die Kirche im Jahre 1200 zu bauen begonnen und 1285 geweiht worden sein soll.

Die Architektur stimmt mit dieser Angabe der Zeit überein, nur mit der Maaßgabe, daß die Langschiffe bis zum westlichen Schluß bereits lange vor dem Jahre der Weihe Vollendung erreicht haben müssen, weil die sämmtlichen baulichen Formen, wenn auch unter einander variirend, dennoch einer so ausgedehnten Zeitperiode nicht angegehören, vielmehr von gleicher Ausbildung zeugen. Dagegen fällt auch der jetzige westliche Schluß in weit vorgerücktere Stylentwickelung, nicht in die Zeit der Weihe, gehört vielmehr den ersten Jahrzehnten des 14. Jahrhunderts an und ist in dieser Zeit dem Westende der Kirche vorgeschoben. Dagegen hat die Roccoco-Zeit das gesammte Innere in ihren Styl umgewandelt, so daß vollends in alter Form nur die Gewölbe und die Fenster in allen Haupttheilen verblieben sind, sowie auch in einigen versteckteren Oertern, in Winkeln der Kirche und in den Kapellen einige Gewölbe-Dienste und Consolen sich erhalten haben. Ob unter den Roccoco-Säulen und Pilastern die alten Säulen ganz oder theilweise erhalten, oder ob letztere vorher weggeräumt sind, ist durch die bloße Betrachtung nicht zu entscheiden. Wahrscheinlicher wird diese Entfernung des Alten in so weit eine theilweise sein, als solche dem Plane für die neuere Ausstattung im Wege stand; denn die Roccoco-Umwandlung hat hier nicht wie in vielen anderen

Kirchen mit Leichtfertigkeit und nach Umständen, sondern mit großem Aufwande und Consequenz stattgefunden, so daß die Kirche einen höchst imposanten Eindruck gewährt, wozu von selbst verständlich ihre grandiosen Formen von vorn herein viel beigetragen haben.

Unter allen zur Zeit bekannten Cisterzienser-Kirchen Deutschlands ist diese bei einer Länge von fast 300′, einer Breite von 80′, und Mittelschiffs-Höhe von 90′ die großartigste. Das Aeußere verliert nur dadurch an seiner Wirkung, daß die Kirche niedrig und eingetieft steht, mithin in ihrer Höhe nur theilweise, wie gerade vom Ostende und vom Westende aufgefaßt werden kann.

Mit allen Kirchen dieses Ordens theilt sie das Gemeinsame, daß ihr ein steinerner neben der Kirche stehender Glockenthurm fehlt, indem den Cisterziensern nur Dachreiter über der Kreuzung zwischen Chor und Schiffen verstattet waren. Meist waren dieselben, wie auch der hiesige im Roccocostyl von Holz und nur in Bebenhausen findet sich das gewiß seltene Vorkommen eines spätgothischen steinernen Thurmes an dieser Stelle auf der Kreuzes-Mitte.

Eine weitere seltene Eigenthümlichkeit theilt die Anlage des Chores. Während nämlich in der Zeit um 1200 in Deutschland und in Frankreich die Chöre, wenn nicht mehr durchgängig mit der romanischen halbrunden Absis, so doch vielseitig geschlossen wurden, so findet sich hier der in England und der Normandie bereits herrschende gerade Abschluß, aber in erweiterter reicherer Verbindung. Fig. 1. Es sind nämlich nicht nur die niedrigeren Seitenschiffe in gleicher rechtwinklichter Gestalt, um den hohen Chor umhergezogen, sondern auch ein noch niedrigerer Umgang, der aber deshalb aufhört Umgang zu sein, weil Zwischenwände ihn in gesonderte Kapellen theilen. Von Außen erscheint daher der Chor in drei Stockwerken aufsteigend, Fig. 2, wobei dem hohen Chor noch eine imposante Ueberragung verbleibt. Dadurch, daß diese Chorkapellen zu den östlichen Seiten der Kreuzarme sich hinziehen, entstehen im Ganzen 16 Kapellen. Eine ganz ähnliche Anlage theilt nur nur noch die Klosterkirche zu Riddagshausen bei Braunschweig, nur mit dem Unterschiede, daß dort 2 Kapellen weniger sind. Auch zu Riddagshausen machen 6 Kapellen den östlichen Schluß, und außer ihnen liegen auch dort wie hier noch je 4 an jeder Chorseite, die Kreuzflügel treten aber minder vor, und so fallen die einzelnen Kapellen in ihren Ecken fort. Auch steht jene Kirche der hiesigen im Größenververhältnisse sowie an komplicirter Ausführung nach.

Man giebt vor, die Cisterzienser hätten so vieler gesonderter Kapellen bedurft, um entblößt vor den Altären sich geißeln zu können, es dürfte aber diese Annahme wenig Gewicht haben, weil nicht alle Kirchen des Ordens so viele, viele Kirchen auch nicht so strenge abgeschlossene, sondern nur gewöhnliche Kapellen besitzen, wie bei Kathedralen, oft auch gänzlich Kapellen fehlen.

Auch war der gerade Chorschluß, obgleich er vielfältig in Frankreich und Deutschland an Kirchen des Ordens vorkommt, keineswegs diesem ausschließlich gemein, und eben so wenig auch ihre Regel. So kommen gerade Chorschlüsse z. B. vor in der Frauenklosterkirche zu Langenhorst und vielfach in Westphalen, sowie vereinzelt auch anderwärts in Deutschland, dagegen häufig auch bei den Cisterziensern theils die einfache runde Absis, theils diese auch selbst mit radianten Kapellen.

Wohl aber ist es richtig, daß die Chor- und Kapellen-Anlagen des Ordens, wenn man seine Kirchen des zwölften und dreizehnten Jahrhunderts durchgeht, sehr mannigfaltige Formen und Verbindungen zeigen, welche aber keineswegs auf irgend entschiedene Regeln deuten. Es läßt sich also wohl nur annehmen, daß stark besetzte Klöster, namentlich da sie größere Kirchen bauten, auch auf die günstigste Form für vermehrte Kapellen Bedacht nahmen.

Daß die Anlagen von Riddagshausen und Ebrach eine nach der anderen sich gerichtet haben ist sicher, weil ein drittes Vorbild für beide nicht bekannt ist, und schwerlich auch von zwei so egalen und complicirten Dispositio nen jede besonders erfunden sein möchte. Doch läßt sich nicht entscheiden, welche Kirche von beiden vorbildlich vorher entstanden sein mag, denn der Styl beider spricht für gleiche Entstehungszeit.

Gegründet wurde zwar Riddagshausen 1145 und geweiht wurde die Kirche 1275, von Architektur des zwölften Jahrhunderts ist jedoch dort nichts vorhanden.

Von Rundfenstern wie zu Ebrach kommt dort nichts vor, dagegen wird das hohe Schiff am Westende durch ein sehr großes spitzbogiges Maaßwerkfenster geschlossen, welches auch aus späterer Zeit datirt, als das Üebrige der Kirche.

Im Gegensatz zu dieser eigenthümlich vierseitigen Behandlung der Chorpartien finden sich an Kirchen dieses Ordens auch rund geschlossene Chöre mit gleichem Umgang und rundem Capellenkranz, z. B. zu Heisterbach vom Jahre 1202, und spätere polygone Chöre mit gleichem Umgang und gleichen radianten Capellen zu Longpont in

Frankreich, zu Marienstadt, Altenberge und Dobberan in Deutschland. Gerad geschlossene Chöre mit rechtwinklichtem Umgange wie zu Ebrach jedoch ohne Kapellen sind an der französischen Kirche zu Citeaux und zu Marienstadt in Westphalen; und ganz diese Anlage jedoch wieder mit runden Kapellen am rechtwinklichten Umgange zu Vaux-de-Sernay bei Paris. Wiederum eigenthümlich ist die Kirche zu Salmansweiler am Bodensee aus den Jahren 1282—1311; hier schließt der Chor gerade, die Nebenschiffe ziehen sich nur zu den Seiten des Chores hin und werden von Kapellen begleitet. Ganz einfach vierseitig ohne Umgang und Kapellen sind die Chöre zu Heilsbronn in Franken und zu Heyna in Hessen; und ebenso die zu Fossanova und Casamare in Italien, nur daß an beiden letzteren Kirchen jeder Kreuzflügel an der Ostseite mit je drei Kapellen sich verbindet. Solche Verbindungen der Kreuzflügel mit je zwei vierseitigen Kapellen, finden sich wiederum mit einfacher runder Chorabsis zu Bronnbach bei Werthheim vom Jahre 1151—1174, zu Morimont in Frankreich. Endlich sind theils einst gewesen, theils noch vorhanden einfache runde Absiden ohne jede Kapellen-Anlage zu Bebenhausen in Schwaben, zu Lehnin im Brandenburgischen und zu Dobrilugh in der Lausitz; und einfache polygone Chöre zu Pforta in Sachsen, zu Chorin und zu Colbatz. Die Klosterkirche zu Zinna in der Mark Brandenburg hat eine innerhalb runde außen vieleckige Absis als Chorschluß, und je zwei kleinere Bauten an jedem Kreuzflügel als Kapellen.

Eine bestimmte, allen Cisterzienserkirchen gemeinsame Chorform war also niemals vorhanden, und es ergiebt sich nur soviel, daß in der romanischen Zeit die runden Chorschlüsse wie an anderen Kirchen angewendet wurden, zur Zeit des Uebergangsstyls, wo überhaupt eigenthümliche Chorformen gesucht und beliebt waren, jene vierseitigen reicheren Compositionen wie zu Ebrach und Riddagshausen entstanden, darauf aber, als im dreizehnten Jahrhundert nach und nach die polygonen Chorschlüsse zur Herrschaft gelangten, auch diese Ordens-Kirchen vorzugsweise dieselben beibehielten.

Ebenso ist auch nicht zu sagen, daß dieselben im Aufrißstyl sich von anderen gleichzeitigen Kirchen entfernt hätten.

(Schluß folgt.)

Redaction von G. G. Kallenbach in Bamberg, und nur zu beziehen bei der Red. für 1 fl. jährlich; durch die Anstalten des deutschen Postverbandes für 1 fl. 12 kr. Der Jahrgang 1857 nur durch die Pfeffer'sche Buchhandlung in Halle gegen 1 Rthlr. pr.

Druck von J. M. Reindl in Bamberg.

Quartal-Blatt
des
Vereines der Erzdiözese Bamberg
für
christliche Kunst-Archäologie.

№ 2. 1858.

Notizen.

Der Verein hielt im verflossenen Winter mehrere Versammlungen. Kunstgegenstände verschiedener Art wurden vorgezeigt und besprochen, auch einige Vorträge gehalten.

Der Inhalt dieses Quartalblattes für 1858 wird derart eingerichtet, daß die beiden Jahrgänge 1857 und 1858 als ein zusammenhängendes Ganze abschließen.

Die Cistercienser-Kloster-Kirche zu Ebrach.

Taf. VII.—IX.

(Schluß.)

Als die Ebracher Kirche zu bauen begonnen wurde, um 1200, trat gerade der romanische Styl in den künstlerischen Gährungsprozeß, den man als Uebergangsstyl zur späteren gothischen Baukunst bezeichnet. Strebepfeiler, gerippte Kreuzgewölbe, welchen diese Pfeiler als Widerlager galten, dabei mehr oder minder Anwendung des Spitzbogens, bezeichnen denselben, jedoch in der Art, daß nicht gerade alle diese Motive in der ersten Zeit zugleich miteinander erschienen. Eben so kommen die gestreckten Fenster je einzeln oder zu mehreren neben einander nicht sogleich ausschließlich zur Herrschaft. Während man vielmehr mit Anwendung dieser wesentlicheren Formen gleichsam noch schwankend blieb, verfuhr man dagegen entschiedener in der Um- und Weiterbildung des mehr ornamentalen Details. Dieses ist mithin allein ein sicheres Alterszeichen der verschiedenen Monumente und findet sich nicht nur über ganz Deutschland, sondern auch weit über dessen Grenzen hinaus in der Art gleichmäßig verbreitet, daß es der Hauptsache nach überall gleichartig, in Nebendingen aber wiederum unter sich variirend in die Erscheinung tritt. Säulen und Säulchen,

die Art ihrer Anwendung und Aufstellung, ihre Sockel- und Capitälform, Laubwerk an Capitälen und Friesen, decorative Bogenformen und die eigenthümlichen Profile der Gesimse, Bögen, Fenster u. dgl. m., gehören hierher.

In dieser Art, zeit- und stylgleich ist die Ebracher Kirche eines jener zahllosen Menge deutscher Monumente, von welchen wir nur einige der wichtigeren anführen wollen, als die Dome von Limburg an der Lahn und zu Münster, die westlichen Theile zu St. Sebald in Nürnberg, die ältesten Theile des Domes zu Magdeburg, namentlich am dortigen Chore, die unteren Thurmtheile der Kathedrale zu Halberstadt und St. Katharinen-Kirche zu Braunschweig, die Vorhalle des Klosters Maulbronn in Schwaben, die Kapelle zu Kloster Heilsbronn in Franken, das Kreuzschiff und der westliche Chor des Domes zu Bamberg, der Chor zu Seligenstadt, der westliche Chor des Domes zu Worms, die Templerkirche zu Bacharach, das Münster zu Bonn in Theilen seiner Schiffe, und viele andere Kirchen am Mittel- und Niederrhein, entweder ganz oder doch zum größten Theile, wie zu Neuß, Sinzig, Andernach, Heisterbach, die Kapelle zu Ramersdorf. Gehen wir jetzt zu den einzelnen Formen und Erscheinungen über, so macht sich zu Ebrach vor Allem die imposante Höhe der Kirche geltend im Verhältniß zur Breite, eine Eigenschaft, welche die Kirche bereits mit den besten gothischen theilt, und worin sie sich namentlich von älteren mehr breiten und niedrigen romanischen Kirchen unterscheidet. Allein auch in diesem Vorzuge sind ihr bereits ältere rein romanische Monumente, wie die Dome zu Speyer und Worms vorangegangen, wenn auch letzterer unter geringeren Dimensionen.

An der Kirche zu Riddagshausen sind die Gewölbe und deren Widerlager äußerlich durch Strebepfeiler nur an den Kreuzflügelenden, den Nebenschiffen und den Chorkapellen unterstützt, zu Ebrach aber begleiten Strebepfeiler von bedeutender Stärke auch die sämmtlichen hohen Theile des Chores und Schiffes. Weil dieselben zu unterst auf den Arkadenpfeilern ruhen, erscheinen diese im Innern der Kirche von ausnehmender Stärke. Uebrigens sind die Arkadenbögen und Gewölbe bereits spitzbogig geschlossen, und das Profil der Diagonalrippen das zur Zeit allgebräuchliche mit vortretendem Rundstab, an dessen Stirn sich ein plattes Band anlehnt, von der ehemaligen Gliederung der Arkadenbögen ist jedoch nichts mehr zu entziffern. In Frankreich war es zu Anfang des 13. Jahrhunderts fast durchgängig gebräuchlich, im Innern schlanke, meist runde Arkadenpfeiler anzulegen, auf welchen die Last senkrechter Strebepfeiler an den hohen Schiffen

und Chören kein Unterlager finden konnte; weßhalb mittelst Strebebögen der Seitenschub der oberen Substruktionen nach den unteren äußern Strebepfeilern herabgeleitet wurde, wie später auch am Kölner Dome und anderen deutschen Kirchen geschah. In Deutschland hingegen wurde zu Anfang des Jahrhunderts dieses schwebende Strebesystem möglichst vermieden, die senkrechten Streben wurden vorgezogen und in verschiedener Art viele Mühe angewendet, um dieselben gefällig und leicht auszubilden. Eine der gewöhnlichsten Formen ist diejenige an den Pfeilern der Kapellen bei 2., über dem Sockel verjüngt sich der Pfeiler, trägt oben ein Satteldach und über dem Giebel die Dreiblatt-Lilie. Wie hier zu Ebrach kommt die gleiche Form gleichzeitig auch in ganz Deutschland vor, z. B. im Südwesten an der Vorhalle des Klosters Maulbronn, in Mitteldeutschland an der Liebfrauenkirche zu Arnstadt und an der Kirche zu Gelnhausen, mehr im Norden am Chore des Domes zu Magdeburg. Auch in England läßt diese Pfeilerform sich finden, während in Frankreich das ältere Strebepfeilerwerk meist massig emporsteigt, oft ohne alle Verjüngung und zuletzt mit einem Pultdach endigt. Verwandt mit der Form der Kapellenpfeiler zu Ebrach, welche sich an den Seitenschiffen wiederholt, sind denn auch die Pfeiler der oberen Theile, nur setzen diese namentlich an der Stirnseite sich mehrmals zurück, bis zuletzt ihre Masse zu oberst, wie bei k. und i., durch bedeutende Rücksprinqe sich zu verringern sucht, um das oberste Satteldach in abgemessener Form vorzubereiten. Die Pfeilerendigung i, an welcher zwei Giebel mit einer zwischengelegenen Pultschräge sich verbinden, stützt die Ecken des hohen Chors, während der Pfeiler k, mit einem Giebel und zwei Pultschrägen dem Langhause angehört. Eigenthümlich an den meisten Pfeilern unserer Kirche ist auch die concav gebogene Schrägung der meisten Pfeiler-Giebel.

Die Formirung der Gesimse bei e und f aus einer einzigen Hohlkehle gehört noch der romanischen Zeit an, in welcher solche häufig vorkam, seltener ist dagegen die in Frankreich beliebte Verbindung des Gesimses mit Consolen, welche zu Ebrach alle Chortheile, so wie auch die östliche Seite der Kreuzflügel begleitet, während auf deren Westseite und längs der Langhäuser die gewöhnlichen romanischen Rundbogenfriese in verschiedener alter einfacher Profilirung vorkommen. Noch seltener ist der Fries f von der Kapelle des heiligen Michael, der sich in verwandter Weise auch an den westlichen Theilen des Domes zu Bamberg wieder findet. Die Fenster sind noch von

romanischer Gestalt und Profil, nur an den hohen Theilen bereits länger gestreckt, am hohen Chor mit kaum bemerkbarem gedrückten Spitzbogen, welcher dem obersten Theile der Rundung aufgesetzt wurde, an den Langschiffen dagegen mit entschiedenem Spitzbogen, und in den Nebenschiffen des Langhauses paarweise neben einander gestellt. Besondere Aufmerksamkeit verdienen dagegen die Rundfenster, von welchen g den hohen Chor beleuchtet, h dem Chor der Michaelskapelle und p so wie ein viertes den Schlußwänden der Kreuzflügel angehören. So wie das Maaßwerk der Fenster zur Durchbildung des spätern gothischen Styls für eine Einheitlichkeit des Ganzen führte, waren diese Rundfenster Vorläufer eben jenes Maaßwerkes. Ihre Entstehungszeit ist noch nicht mit Sicherheit anzunehmen, weil die unausreichenden Untersuchungen, namentlich italienischer Kirchen, nicht mit Verläßigkeit feststellen, ob die Radfenster an Kirchen des zwölften Jahrhunderts der Errichtung ihrer Gebäude gleichzeitig oder später eingefügt sein mögen. In Deutschland reicht ihr Vorkommen über 1200 nicht weit hinauf, auch findet man dieselben hier überhaupt wie auch später in der gothischen Periode nicht so häufig, wie in Frankreich. Größere mit denen zu Ebrach gleichzeitige, wenn auch wieder in anderer manigfaltiger Gestalt, finden sich an den Domen zu Münster, Freiburg, Straßburg und Bamberg, überall hier an den Kreuzschiffen, an der westlichen Façade des Domes zu Limburg auch ein großes, während kleinere vielfältig zu finden sind, namentlich an rheinischen Kirchen.*) Das Rundfenster Taf. VII. h. von der Michaels-Kapelle ist übrigens schon durchgebildeter, als die an der Kirche, denn es enthält bereits die früheste Anwendung förmlichen Stabwerks als Maaßwerk, während die älteren vorzugsweise Säulchen begleiten, die eine Art Speichenrad formiren, oder einzeln stehende Vierpässe, Kreise, Halbkreise, Dreipässe, Fünf- und Mehrpässe, die jedesmal ziemlich willkürlich zu Mustern verwendet wurden.

---

*) Kirchenbaukunst des Abendlandes von Kallenbach und Schmitt enthält unter anderen deutsche Rundfenster Taf. XXI. 2. am Dome zu Worms; Taf. XXVII. 2. am Dome zu Limburg; Taf. XXVIII. 8. am Dome zu Münster; Taf. XXXXI. 2. vom Dome zu Bamberg, welches sehr dem Chorfenster zu Ebrach gleicht; Taf. XXXIII. 2. ein gleichzeitiges französisches von der Cathedrale zu Laon; Taf. XXV. 13. eines von St. Maria zu Toscanella im Kirchenstaat; Taf. XXXVI. 8. ein englisches vom Münster zu Beverlei. Eine große Anzahl größerer und kleinerer finden sich auf anderen Tafeln dieses Werkes, namentlich spätere und somit entwickeltere.

Das Portal Taf. VII. b. c. führt westlich von Außen in die Michaels-Kapelle. Ueber seine allgewöhnliche Spitzbogen-Nische läßt sich nichts besonderes sagen. Der Halbkreisbogenfries in solcher gebogenen Umziehung kommt auch anderwärts häufig vor, wenn auch fast immer unter anderer Verwendungsart, z. B. zweimal übereinander unmittelbar über den Thüröffnungen des Hauptportales am Dome zu Halberstadt. Beachtenswerth für diese Bau-Epoche, 1210—35 ist das scharf geschnittene Profil d durch den Fries c. Es kömmt nämlich scharf vor an den innersten Gliedern des Rundfensters Taf. VII. h, so wie Taf. IX. 3. an den untern halben Kleeblattbögen über den Säulenreihen. Anderwärts findet es sich an den langen Fenstern des westlichen Chores zu St. Sebald in Nürnberg, an den Kleeblattbögen des inneren Chores der Gelnhauser Kirche, und gehört zu den Eigenthümlichkeiten dieser Zeit; während es einseitig scharf gestaltet nicht nur das ganze dreizehnte Jahrhundert mit seinem frühgothischen Styl begleitet, sondern auch für die erste vollständig entwickelte Gothik noch beliebt bleibt; so am gothischen westlichen Portale zu Ebrach. Auch die Thüröffnung b hat dasselbe Profil, wie der Fries c. Die Form der Thüröffnung selbst, zunächst zu jeder Seite ein Viertelkreis, dann eine Senkrechte und zu oberst der gerade Sturz, findet sich häufig ganz so, wie hier vor, z. B. an der Vorhalle des Klosters zu Maulbronn in Schwaben, häufig auch modifizirt. Sie gab die Veranlassung im gothischen Styl, die an sich viereckigen Oeffnungen, in den obern Ecken mittelst Kragsteinchen, zu unterstützen, wodurch alsdann eine ähnliche Thüröffnung blieb. Im späteren Mittelalter wurde diese Form Anlaß zu vielfältig weiteren Motiv-Verbindungen. Uebrigens gab die Form dieses Thürschlusses auch zu gleicher Zeit zu vielfachen anderweiten Verwendungen Veranlassung; welches des Raumes und bestimmten Zweckes halber hier nicht weiter berührt werden kann.

Während Säulenschafte von cylindrischer Form bis zum Jahre 1200 etwa, stets zu einem Drittel oft auch der Hälfte ihres Durchmessers mit dem Hauptpfeiler verwachsen waren, mit demselben aus den nämlichen Quadern in einem Stück gearbeitet wurden, wird in dieser Uebergangszeit eine anderweite Aufstellungs-Art der Säulen beliebt. Der Sockel nämlich, das Capitälwerk und die Knäufe Taf. IX. q wurden mit den Mauern und Pfeilern in einem Stück gearbeitet und im Verbande aufgeführt. Die Säulenschafte dagegen wurden jeder für sich gemeißelt, und alsdann zwischen Sockel und Capitäl eingeschoben; so im Chore der Michaelskapelle Taf. VII. bei l und Taf. IX.

im Chore, Kreuz- und Langschiffe. Hielt man es nicht gerathen, die Schafte in zu langen Stücken zu geben, so wurden eben die Knäufe q zu Hülfe genommen, und jeder Dienst erhielt alsdann zwei auch wohl drei abgesonderte Längen. Zuweilen wurden diese Dienste als Gruppen erst in gewisser Höhe gebildet, wie bei 3. s; so auch im westlichen Chore zu St. Sebald in Nürnberg. Das Innere der Kirchen erhielt hierdurch eine reiche belebte Gestalt, obgleich die Säulen weit vorstehen und den Eindruck der Schwere bereiten; es lag aber meist, wie z. B. Taf. IX. bei s ein technischer Vortheil zum Grunde. Die Strebepfeiler nämlich hatten zu Anfang dieser Zeit in Deutschland, und namentlich in England noch nicht viel zu bedeuten, und so suchte man durch scharfen Einzug der Pfeiler und Säulengruppen ins Innere, die Gewölbe mit ihren Seitenschub mehr im Inneren zu parallelisiren, das Gewicht massiger innerer Pfeiler aber eben durch Zufügung dieser Säulen zu umgehen.

Die Normalgestalt der Cylinder-Ringe q hat ein tief eingeschnittenes Profil*) und kommt auch hier unter mannichfachen Varietäten vor; die entschiedendste Abnorm bildet indessen der größer gegebene Knauf bei q, welcher fast den in England um dieselbe Zeit vorkommenden sich nähert.**)

Von den Kapitälen wird angenommen, daß solche in Cisterzienster-Kirchen blätterlose Kelch-Kapitäle sind. Der Hauptsache nach ist dieses richtig, doch kommen zu Ebrach in der Michaelskapelle auch Blatt-Capitäle vor; einfache meist wie zwischen m n Taf. VII., aber auch viele solche mit abstehenden Knospen an stark geneigten, schilfartigen Stengeln, dem eigentlichen Normal-Capitäl dieser Zeit. Eigenthümlich ist in der Kapelle das Blätter-Kapitäl u mit stark gewelltem Blattwerk, wie solches der Gothik um 1300 als manirirtes dienstbar wird. Diese eigenthümliche Erscheinung wiederholt sich zwar gleichzeitig auch an andern Orten, gehört aber zu den Seltenheiten, z. B. das Capitälwerk im Carmeliter-Kreuzgange

---

*) Kirchenbaukunst Taf. XXIX. 14. gibt dieses Normal-Profil aus dem Dome zu Magdeburg, welches ebenso vorkommt im Chore der Gelnhauser Kirche, an der Vorhalle zu Maulbronn, dem Kapellen-Portal zu Heilsbronn.

**) Englische sind zu finden: Kirchenbaukunst Taf. XVIII. 31., XXIV. 7. 8. Ueber die weitere Verwendung und Entwicklung dieser Knäufe und der freistehenden Säulen in Deutschland und England muß schon auf ein tieferes Studium der Kirchenbaukunst hingewiesen werden, weil anderweite Werke und allgemeine Kunstgeschichten sich auf dergleichen Specialitäten nicht einlassen.

zu Bamberg. Auch das sonst nackte Kelch-Kapitäl VII. o ist beachtenswerth wegen seines Ringes, welcher das Capitäl umzieht. Von den Kapitäl-Gesimsen bei VII. o, IX. s und u ist das letztere das Gebräuchlichste der Epoche. Die Sockel VII. n folgen jenen nach, welche noch Eckblättchen hatten; die untere Rundscheibe tritt bereits über die Seiten des quadraten Untersatzes vor. Eben die Art findet sich im Kreuzgange zu Aschaffenburg, eine zwischen beiden die Mitte haltende Entwicklung im Kloster Bebenhausen, noch ältere Form im Westchore zu St. Sebald, die älteste Form im Dome zu Magdeburg, hier noch mit Eckblättchen.

Die kleinen untern Wand-Arkaden in der Kapelle, Säulchen und darüber halbe Kleeblattform, charakterisiren ebenfalls diese Zeit und sind besonders in den Chorschlüssen beliebt, so im Dome zu Bamberg, der Kirche zu Gelnhausen, im Westchore zu Worms. Mit anderen Bögen finden sich diese Arkaden im Chore der Kirche zu Seligenstadt, überhaupt häufig modifizirt. Mit Rundbögen und sich durchschneidenden Rundbögen begleiten solche Arkaden sämmtliche Wände in englischen Kirchen außerhalb u. im Innern; auch bildete die frühgothische Zeit dort wie in Deutschland und Frankreich zu ihrer Anwendung sie weiter fort. Von den vier kleinen Vierblättern, welche im mittleren Theile der Kapelle an der Wand eingetieft sind, läßt sich nur sagen, daß Drei-, Vier- und Mehrblätter um diese Zeit noch sehr willkürlich, in Fenster-Rosen, oder sonst vielfach wie hier nur als Lückenbüßer Anwendung fanden, bis solche endlich nach der Mitte des dreizehnten Jahrhundert mehr und mehr Bedeutung für die Maaßwerk-Entwicklung fanden.

Die Gurtbögen m weichen von der zeitgebräuchlichsten Form nicht ab, wo meist Rundstäbe an den Ecken sich bilden.

Interessant sind dagegen einzelne Consolen. Ganz eigenthümlich ist die bei r; dagegen gehören die bei s und t, von welchen erstere zugleich als Capitäl dient, einer eigenthümlichen Anwendung von Hörnergestalten an. In der Dominikanerkirche zu Regensburg stützen förmlich mit Bewußtsein gegebene Hörnergestalten den Anfang der Gewölbedienste, ein Vorkommen, welches auch anderwärts sich wiederholt, so z. B. in St. Sebald. Zu drei symetrisch gruppirt und mit je einem Capitälchen versehen, bilden solche Hörner Consolen in der Sepultur des Bamberger Domes; in Ebrach geht dagegen die Hörnerform in Pflanzenwerk über. s ist aus der Kapelle,

und t aus einer Kapelle der Kirche, wo noch weitere Modifikationen der Art sich erhalten haben.

Noch müssen wir aufmerksam machen auf den eigenthümlich ausgebauchten Säulenschaft in den Wand-Arkaden der Kapelle, eine Curiosität, die übrigens hundert Jahre früher in England häufig vorkam.

Die kleine Krypta unter der Capelle ist als Beinhaus theilweise ganz bis zum Gewölbe angefüllt, für eine Aufnahme also nicht zugänglich.

Vergleicht man den Entwicklungsgrad aller Einzelnheiten an der Kirche und Capelle, so ergibt sich, daß beide gewissermassen zeitgleich errichtet sind, die Kapelle aber erst aufgeführt wurde, nachdem von der Kirche mindestens Chor und Kreuzschiff vorhanden waren. Auch die Art, wie die Kapelle in unregelmäßiger Raumvertheilung der Kirche sich anschmiegt, spricht für diese Annahme. Die beiden ersten Kapellenfelder links grenzen an den nördlichen Kreuzgiebel, das dritte Feld correspondirt mit der nördlichsten Kirchenkapelle, Kreuzschiff und Chor haben Raum gefunden, sich frei zu bewegen, weichen aber aus der Achse.

An der Westfronte der Kirche sind alle Theile gothisch, gerade aus der Zeit, wo die Durchbildung des Styles begonnen hatte. Das Portal hat bereits ein sehr durchgebildetes Profil, stuft sich aber noch nach älterer Weise mit drei kräftigen Absätzen ein, in jeden Winkel derselben eine freigestellte Säule aufnehmend. Die Fenster hingegen zeugen von sehr schönen durchgebildeten Profilen, und das große Rundfenster mit seinem feinen Maaßwerk und hinterglasten Nasen ist ganz so stylgestaltet, wie am hohen Theile des Domchores zu Köln, an den Schiffen zu St. Katharina in Oppenheim und andern Werken aus jener Zeit, die übrigens nicht zu häufig vorkommen.*)

*) Wir haben uns so kurz als möglich gefaßt, unsere Leser werden aber aus unserer Darstellung ersehen, daß dergleichen Abhandlungen für ein größeres, häufig sogar gemischtes Publikum, noch dazu als mündlicher Vortrag ungeeignet erscheinen müssen, wenn man dagegen von aller Formenbehandlung absehen will, das Ganze in ein leeres Gerede verrinnen muß.

Ueber die schwarzen Muttergottes-Bilder.

Das Organ für christliche Kunst bringt eine Abhandlung über die schwarzen Muttergottes-Bilder (No. 10. u. 11. 1858.) Es handelt sich dabei um die Entscheidung, woher diese Bilder stammen, und was ihre Darstellungsart bedeutet. Von selbst verständlich tauchen hierbei sehr verschiedene Meinungen auf. Es gab zu Ephesus ein schwarzes Bild der Diana, und da meinen nun einige, diese schwarze Diana werde bis zur Zeit in der schwarzen Muttergottes verehrt, warum? weil in Rom der heidnische und christliche Cultus sich verschmolzen haben. Der Grund zu dieser Annahme hat hingegen wenig Halt, wenn man die Kunstgeschichte näher kennt. Nach dieser geht der Cultus und die ihn umgebende Kunst, im ersten halben Jahrtausend vornemlich, sehr sorgfältig gehütete Wege. Alle Erinnerungen an das Heidenthum werden nur im entschiedenen Gegensatze zum Christenthum geduldet und für die verständliche Auffassung des letzteren benutzt. An objective Vermischung des Heidenthums mit dem Christenthume ist daher um so weniger zu denken, als es in Rom sich niemals darum gehandelt hat, ganze heidnische Völker für das Christenthum zu gewinnen, oder vielmehr nach und nach für dasselbe zu erziehen. Wollte man dagegen behaupten, die schwarze Mutter Gottes sei in einem solchen Gegensatze zur schwarzen Diana entstanden, so müßte solches doch erst näher bewiesen werden.

Vor der Hand wäre es nach unserer Meinung Aufgabe, zunächst nach der Entstehungsgeschichte der zur Zeit wirklich noch vorhandenen Bilder zu forschen.

Auch hier in Bamberg auf dem Hauptaltare der Gottesackerkirche befindet sich ein kleines schwarzes Standbild der Muttergottes. Dasselbe wurde im vorigen Jahrhundert einem ähnlichen zu Maria Einsiedeln nachgebildet, wohl nur weil letzteres viele Verehrung fand. Außerdem befinden sich dergleichen zu Alt-Oettingen, zu Köln, zu Breslau, zu Czenstochau in Polen, zu Marseille, zu Chartres, zu Neapel und Loreto. Einige derselben sind Statuen, andere gemalte Bilder, die Farbe aber mehr schwarzbraun, als eigentlich schwarz. An solchen Orten Etwas von Nachrichten über die örtliche Entstehung auffinden zu können dürfte denn doch nicht schwer fallen. Die beliebte Sage von unverbrannten, im Feuer nur geräucherten Bildern hat auch wenig für sich, so lange nicht nachgewiesen wird, daß solche mindestens an historische Wahrscheinlichkeit grenzt. Daß die Bilder schwarz gemalt und nicht gebraunt sind, darauf dürfte es hingegen

nicht ankommen, weil sie sämmtlich auf ein vielleicht gar nicht mehr vorhandenes Urbild sich beziehen können. Die Meinung, daß durch schwarze Muttergottesbilder seit dem fünfzehnten Jahrhundert, der Wiedervereinigung der äthiopischen mit der römischen Kirche, wie der Entdeckung Amerika's der farbige Aethioper und Amerikaner sich mehr angezogen fühlen, mag an sich richtig sein, mit dem Entstehungsgrunde trifft sie aber schwerlich zusammen, weil durch nichts anzunehmen ist, daß an den alten Wallfahrtsorten die Gnadenbilder erst im fünfzehnten Jahrhundert Veränderung erlitten haben sollen.

Mindestens eine Rechtfertigung der dunklen Farbe wird hingegen in einigen Stellen der heiligen Schrift gefunden. So spricht nämlich die Braut der Kirche im hohen Liede 1. 5. 6. „Ich bin schwarz aber gar lieblich, ihr Töchter Jerusalems, wie die Hütten Kedars, wie die Teppiche Salomons. Sehet mich nicht an, daß ich so schwarz bin, denn die Sonne hat mich so verbrannt.“ Daß nämlich diese Stelle des hohen Liedes von der Kirche stets auf die heil. Jungfrau bezogen wurde, geht aus den canonischen Tagzeiten der römischen Kirche hervor.

Beitrag über die Anwendung der Gothik, namentlich in ihrer höheren monumentalen Bedeutung.

Taf. X. XI. XII. XIII.

Mehrmals haben wir in diesen Blättern, so weit vereinzelte Betrachtungen solches erlauben, die Gothik berührt, ohne auf deren vielseitige Natur und Begründung in einer Art eingehen zu wollen, für welche nur Lehrbücher geeignet bleiben. Eben so wenig sind wir auch hier Willens, für den gothischen Kirchenbau allgemein faßliche Anleitungen zu geben, oder gar zu Gunsten praktischer Techniker uns zu verbreiten. Es gibt indessen ein Grundelement in der Gothik, dessen Erkenntniß auch dem Bauherrn nützlich ist, und dieses ruht im Organismus wie zugleich in einem bestimmten gewählten Formensystem.

Meistens wird dasselbe noch verkannt, oft sein Dasein nicht einmal geahndet, und um so ärger gegen ein gothisches Projekt gesündiget, je mehr dasselbe complicirten Werken gilt. Man fügt alsdann den gesammelten bunten Mappeninhalt zu möglichst malerischen Complexen zusammen, kurz man hantiert von Außen heran, nicht ahnend daß ein gothisches Werk von innen heraus sich entwickeln, und jedes erscheinende Glied durch die vorhergehenden bedingt werden soll.

Nicht noch daran zu denken, daß oft die abstechendsten Formen zusammen gestoppelt werden, um durch eine recht bunte Totalität zu frappiren, und daß vielfach die irrthümliche Meinung herrscht, gerade in bunter Willkür läge die Natur der Gothik beschlossen. Bisherige Oberflächlichkeit der Studien, so wie der Zustand, in welchem die mittelalterlichen Bauwerke auf uns gekommen, sind die Ursache dieser Irrthümer. Fast jede größere Kirche gehört zwei oder mehr Bauperioden und damit eben so viel Bauplänen und veränderten Stylepochen an. Weil dennoch alle diese Theile unter einander in Stylverwandtschaft stehen, in sich zwar der letzten harmonischen Totalität entbehren, dennoch aber als für sich abgeschlossene Einzeltheile eine malerische und befriedigende Gruppe bilden, ist dieser Zustand sehr geeignet, zur Nachahmung zu verlocken, oder mindestens von den richtigen Principien abzuleiten.

Es kann daher nicht genug darauf hingewiesen werden, daß die strengste Harmonie aller Theile mit als Grundregel des gothischen Styls betrachtet werden muß. Man gehe auf die alten Monumente selbst ein, und wird diese Behauptung bestätigt finden. So bestehen z. B. alle gleichzeitigen Theile an der Elisabethen-Kirche zu Marburg, Chor, Kreuzschiff und Langschiff aus dem nemlichen Motiv, und dieses so sehr, daß selbst die Kreuzflügel die polygone Form des Chores nachahmen; nur der spätere Thurm verbindet sich erst mit anderweiten Formen. Weiter finden wir an den Kölner Domthürmen, deren Haltung zu der der Kirche nicht ganz paßt, wieder dieselben Elemente vom Boden bis zum obern Abschluß so strenge festgehalten, daß selbst die Ziergiebel über sämmtlichen Oeffnungen sich wiederholen. Der Baumeister der Thürme konnte mit der bereits veralteten Bewegung der äußeren Kirchenschiffe sich nicht mehr befreunden, entfernte sich für sein Werk auf ein reicher dekorirendes System, und suchte nun für dieses eine um so größere Abgeschlossenheit zu gewinnen. Jede Stylsektion anderer Kirchen, würde zu den nemlichen Ergebnissen uns führen.

Nun bleibt aber weiter zu beachten, daß jede spätere Stylperiode jene im Grunde der Baukunst ruhende Aufgabe für Harmonie, in irgend welcher Weise weiter ausbildete, das Gesammtergebniß also erst, mittelst Ablauf der mittelalterlichen Entwickelung wahr genommen, mittelst dieser Wahrnehmung aber eben jene der ganzen Entwickelung zu Grunde liegende Intention gefunden und erfaßt zu wer-

den vermag. Prinzip und Erscheinung bedingen sich daher hier gegenseitig für Erkenntniß und Verständniß.

Der gelungene Entwurf für ein kleines oder einfach gehaltenes gothisches Werk läßt sich daher leicht gewinnen, weil es nur gilt einen eben so einfachen Stylbegriff von der mittelalterlichen Formenfülle zu trennen und zu benutzen; je complicirter hingegen die Aufgabe wird, je weniger der Baukünstler im Stande ist, an ein einzelnes in sich harmonisches altes Vorbild sich anzuschließen, je mehr er also auf eigene freie Schöpfung hingewiesen wird, um so mehr wächst für ihn auch die Aufgabe für jene Erkenntniß und jenes Verständniß. Hat der griechische Styl seit Jahrhunderten stets erneuerte Studien veranlaßt, ohne bis zur Stunde für Erkenntniß und Verständniß abzuschließen, so wird der gothische durch bloße oberflächliche äußere Betrachtung sich noch weniger gewinnen lassen.

Dennoch fühlen wir uns gedrungen unsere Leser bis zu einem Grade mit der erforderlichen Formenbehandlung eines größeren gothischen Werkes vertraut zu machen, weil es Noth thut, Bauunternehmer vor Quasigothik, der häßlichsten Architectur, welche bis zur Zeit je in die Erscheinung trat, nach Möglichkeit zu bewahren. Wird doch zur Zeit im Herzen Deutschlands eine gothische Kirche errichtet, deren Baukünstler noch nie ein gothisches Werk selbst betrachtet haben muß. So hat derselbe z. B. unter Allem kann man sagen, auch übersehen, daß das äußere Profil des Fenstermaßwerks auch im Inneren sich wiederholt; sein Maßwerk ist daher senkrecht durchschnitten, und kehrt dem Inneren den breiten platten Kern zu.

Um für unsere Aufgabe verständlich zu werden, haben wir uns eines Beispiels-Entwurfes bedient, können jedoch nicht umhin, noch einige allgemeine Bemerkungen dessen Besprechung voraus gehen zu lassen.

Vielfältig, sobald es um einen gothischen Entwurf sich handelt, denkt der Baumeister zunächst an die Formen in seiner Mappe. Nur wenn er auf höherem Standpunkt steht, wird er als erste Faktoren die Natur, die innere Bedeutung, den Zweck seiner Kirche, und den örtlichen Standpunkt mit seiner Umgebung betrachten. Gerade die Monumentalität hält mit diesen Betrachtungen Schritt.

In zweiter Linie der Beachtung steht die Größe des Werkes. Der italienische Kirchbau kennt nur einfache, einseitige Glieder, ganz wie die große Peterskirche gestaltet sich die kleine Kapelle, nur im Maßstabe liegt der Unterschied, und dieser vermag auch meist nur

mittelst des angelegten Maßes richtige Würdigung zu finden. Im gothischen Style hingegen ist es anders. Hier findet die Größe und ihr Ausdruck auch Hülfsmittel in der Form. Nicht der Maßstab allein, sondern das Werk selbst verdoppelt und vermehrfacht sich, sobald es etwas Größeres gilt. Kirchen kleinster Form bestehen aus einem einzigen Körper, größere verbinden sich mit Chören, noch größere und größte mit Kreuzschiff, Abseiten, Chorumgängen und Kapellen, Kirchen von hervorragender Bedeutung wie Kathedralen und die meisten Marienkirchen auch mit Doppelthürmen. Es ist diese Complexion der Natur des Styles von selbst entwachsen, sie will daher auch gewürdiget und richtig angewendet sein, wo es neue gothische Kirchen gilt, während ihre Vernachlässigung den Ausdruck des Bauwerkes in schiefe Stellung führen würde, wie z. B. in die Erinnerung an architectonisches Spielwerk, wenn für kleinere Kirchen die gesammte Formenfülle großer Kathedralen, Kreuzschiff, Chorumgang, reicher Kapellenkranz u. s. w. Anwendung finden wollten. Nach Feststellung dieser Hauptglieder kommen endlich die Nebenglieder in Betracht, die dennoch an sich den gothischen Grundstoff bilden, aus denen jeder einzelne größere Theil der Kirche und mittelst ihrer aller das große Ganze besteht. Die Architektur des griechischen Tempels kennt nur die Totalität und deren einzelne Glieder; der gothische Bau hingegen noch vermittelnde größere Zwischenglieder. Die einzelnen griechischen Glieder theilen, jedes die ihrer Aufgabe entsprechende Form, unter einander keine weitere gemeinsame Natur, und finden ihre Zueinandergehörigkeit erst in der Gesammtheit des Monumentes. Der gothische Bau hingegen besteht, im scharfen Gegensatze zum griechischen, gerade unter seinen untern Gliedern in durchaus verwandtschaftlicher Natur. Gesimse, Fenstergewände, Schafte, Gewölbegurte, u. s. w. sind in Form zwar von selbstverständlich nicht einander gleich, wohl aber die Idee für die Kräfte, welche alle diese Theile bewegt und je nach ihrer besonderen Aufgabe gewinnen läßt. In der Erkenntniß dieser Kräfte und der Geschicklichkeit, solche für alle gleich bedeutenden Theile der Hauptglieder und des Ganzen gleich zu leiten, für alle übrigen Theile aber verwandtschaftliche Formen zu gewinnen, liegt die Aufgabe für die gothische Baukunst. Wie eben schon bemerkt, war dieselbe dem Mittelalter durchaus nicht fremd, selten wurde ihr dagegen Gelegenheit, ganze größere Monumente in einem Gedanken durchzuführen, wie z. B. am Haupttheil der englischen Kathedrale zu Salisbury.

Wir glauben aber auch noch weiter gehen zu müssen, als das Mittelalter. Dieses kümmerte sich in der Baukunst minder um deren geschichtliche Vorzeit, als um die nächstliegende Tradition; die nachfolgenden Erscheinungen waren jeder früheren Zeit unbekannt, somit auch Zeit und Vollendung dessen was in früheren Zeiten anzustreben begonnen wurde. Heute dagegen übersieht man den gesammten Entwickelungsprozeß und wird dadurch in den Stand gesetzt, alle damaligen getheilten principiellen Anstrengungen verschiedener Epochen zu consequenterer Nutzanwendung zu vereinigen.

Wir glauben daher, daß man ein Recht hat, abgesehen selbst von der heutigen Kenntniß vieler anderweitigen Baustyle, welche doch unbestritten mindestens kräftige Hülfsstudien und Hülfserkenntnisse zu bieten vermögen, daß man ein Recht hat an gothische Bauwerke, welche heute entstehen, strengere Anforderungen machen zu dürfen, als an alt vorhandene gothische.

Für die verständlichere Anschauung unserer Darstellung gehen wir jetzt zu einem bestimmten Entwurf nach unseren Intensionen über.

Die hervorragendste Aufgabe für gothischen Kirchbau neuester Zeit bietet unstreitig die in Wien zu erbauende Votiv-Kirche.

Die drei gegebenen Bedingungen waren: eine ungefähre Größe des inneren Flächenraumes, die Anlage zweier Thürme und die nicht zu überschreitende Bausumme von anderthalb Millionen Gulden.

Herr Schmitt-Friderich zu Bamberg entschloß sich, einen Entwurf dieser Aufgabe zu accomodiren, und dieser soll uns zum Anhaltspunkte dienen, weshalb auch Theile desselben Taf. X.-XIII. hier als Beilagen zugefügt sind.

Die erste Aufgabe für die Totalität des Gebäudes betrifft nun dessen besondere Bedeutung in Verbindung mit der örtlichen Lage.

Von einer speciellen örtlichen Umgebung, der Größe und Beschaffenheit nahe liegender anderweiter Bauwerke, der Art wie das Monument von beachtenswerthen Gesichtspunkten aus gewissen Straßen, von öffentlichen Plätzen her u. s. w. gesehen werden sollte, konnte bei dem Entwurf mindestens für Fernwohnende nicht die Rede sein, auch wurde später der Bauplatz noch verändert.

Nur im Allgemeinen kommt daher die Umgebung in Betracht. Die vorzugsweise Bedeutung ist nämlich eine rein monumentale, möglichste Geltendmachung der Höhe, eine Ueberragung über die hohen Wohnhäuser und andere profanen Gebäude der Stadt die erste Aufgabe. Die nächste, monumentalen Charakters theils, theils den senkrecht u. hoch aufschießenden Häusern gegenüber, bedingte für das Werk ein gleiches üppiges Emporstreben, ungehemmt durch weit vorspringendes,

schweres und allmählig bergan führendes Pfeilerwerk. Endlich erforderte der Gegenstand, dem monumentalen Style nach, Ernst, Würde, also keine Ueberladung, und dennoch das vollendetste Stylprinzip in allen seinen Theilen, fernhaltend den Eindruck des blosen Nützlichen, Nothwendigen, oder unausreichender Mittel.

Für die Gesammt-Disposition blieb daher nur übrig, weil es ohnehin keine Kathedrale, und viele Millionen für die Ausführung galt, die Massenwirkung ausschließlich in das Mittelschiff durch dessen Höhe, owie in die Thürme zu legen.

Die Abseiten hingegen, welche zugleich den Chor umlaufen, blieben, theils um Aufwand zu ersparen, theils um die Aufstrebung der hohen Theile nicht zu behelligen, in mehr schmaler und niedriger, also blos umgangsartiger Haltung; erhielten jedoch für besondere Zwecke seine Ausbreitung zwischen die ins Innere gezogenen Strebepfeiler, wodurch der aufgegebene innere Flächenraum sich erreichen ließ.

Endlich wurden dem Chorumgange noch drei Kapellen angefügt, um in dieser Richtung den vollendeten Chorcharakter zu erreichen, ohne durch einen kathedralenartigen dichtgedrängten Kapellenkranz für ein minder ausgedehntes Werk in tändelnde Formen zu gerathen. Vorgestreckte Vorhallen sind vermieden, weil der üppig emporstrebende Charakter des Ganzen durch dergleichen Anhängsel unstreitig behelligt wird.

Um die erforderlichen Massen zu ordnen, wurde mit der allgemein angewendeten Drei- und Viertheilung zugleich die Fünftheilung verbunden.

Um zu beweisen, wie vielartig die Chorumgebung für besondere Aufgaben sich construiren läßt, ohne gerade alte Dispositionen zu copiren, wurde der hohe Chor mittelst eines halben Zehnecks geschlossen, der Umgang in gleicher Weise umhergezogen, zugleich aber auch der letztere bis zum Inhalt eines halben Sechecks ausgedehnt, um mittelst dieser Zuwüchse Taf. X. a den verlangten Raum für zwei Nebenaltäre in strenger östlicher Richtung zu gewinnen.

Den hohen Chor selbst bildet ein Quadrat, das Querschiff enthält deren drei und fünf das Mittelschiff, von welchen das letzte zwischen die Thürme trifft. Für die Breite des Mittelschiffes in Vergleich zu den Seitenschiffen wurde ein möglichst größtes Uebergewicht gewählt, weil durch solches die Bedeutung des ersteren als Hauptraum am erfolgreichsten sich herausstellen läßt. Weitere Vortheile bei dieser Disposition sind die Möglichkeit, daß ein normaler Kirchenbesuch

im Mittelschiffe Raum findet, und bei außergewöhnlicher Anfüllung der Nebenschiffe die Verbindung dieser nach dem Chore hin durch die Pfeilerschafte minder beeinträchtigt wird. Von der Gesammtbreite der Kirchenschiffe kommen demnach fünf Theile auf das Hauptschiff, ein Theil auf den Schaft, zwei Theile auf das Nebenschiff, und zwei ein halb Theile auf den gesammten Tiefendurchmesser des Strebepfeilers.

Die Thürme folgen in Quadrat- und Flucht-Form den Kreuzflügeln. In ihrem Inneren ist mit dem Quadrat von unten auf zugleich das Achteck verbunden, um aufwärts bis zum Anfange des achtseitigen Helmes, Mauer auf Mauer fundiren zu können, also mit Vermeidung etwaiger Zwickel als Unterstützung der Achtort-Seiten.

Den vier Pfeilerschaften der Kreuz-Vierung, welche der bedeutenderen Gewölbelast halber mehr Stärke bedürfen, als die übrigen, wurde eine Form und Stärke gegeben, welche ihre vordere Dienste von denen der anderen Schafte nach dem Mittelschiffe hin unmerklich vorspringen läßt. Diese Anwendung wurde gewählt, weil sonst durch Vorsprung jener Massen die Perspektive nach dem Chore hin, wie solches in englischen Kirchen namentlich höchst fühlbar ist, unangenehm unterbrochen, ja selbst bei alten deutschen Kirchen die Seitenfluchten des Chores theilweise, wo nicht ganz verdeckt werden. Diesen Uebelstand zu beseitigen, durfte hier um so mehr gerechtfertigt erscheinen, weil die Votivkirche als Chor- oder Capitelskirche nicht bezeichnet worden, des stärker betonten Chorcharakters also nicht bedarf.

Bedeutsamer noch, als sonst in deutschen Kirchen gewöhnlich, hätten diese Vierungspfeiler freilich angelegt werden müssen, wenn ein Centralthurm mit ihnen in Verbindung gekommen wäre. An einer anderen Stelle in diesen Blättern haben wir indessen Wesenheit, Bedeutung und Zuläßigkeit dieser Central-Thürme hinlänglich erwiesen, und hervorgehoben, wie bei gegebenen vorwirkenden westlichen Thürmen Central-Thürme nur vernichtend wircken sowohl für den Höheneindruck der Facadenthürme als für die Längenwirkung der Kirchen selbst. Spielen diese Centralthürme auf englischen Kirchen eine Hauptrolle so ist dabei zu betrachten, daß die westlichen Thürme meist zu Dekorativ-Motiven zusammenschwinden, die Kirchen selbst aber eine ungemeine Länge behaupten. (Schluß folgt.)

Redaction von G. G. Kallenbach in Bamberg, und nur zu beziehen bei der Red. für 1 fl. jährlich; durch die Anstalten des deutschen Postverbandes für 1 fl 12 kr. Der Jahrgang 1857 nur durch die Pfeffer'sche Buchhandlung in Halle gegen 1 Rthlr. pr.

Druck von J. M. Reindl in Bamberg.

Quartal-Blatt

des

Vereines der Erzdiözese Bamberg

für

christliche Kunst-Archäologie.

№ 3. 1858.

Notiz.

Der bisherige Redacteur tritt mit Ablauf d. J. von der weiteren Behandlung dieses Blattes zurück. Ob dasselbe eine anderweite Redaktion finden, oder genöthigt sein wird einzugehen, darüber erhalten die Vereinsmitglieder in der letzten Nummer Mittheilung.

Beitrag über die Anwendung der Gothik, namentlich in ihrer höheren monumentalen Bedeutung.

Taf. X. XI. XII. XIII.

(Schluß.)

Die Orgel-Empore wurde derartig gebaut, daß die hohen Orgeltheile zu beiden Seiten sich aufbauen lassen, ohne das runde westliche Fenster durch Verdeckung zu behelligen, letzteres ein beachtenswerther Umstand, weil durch das westliche Fenster das Innere der Kirche gleichsam aus sich selbst herausschaut. Repräsentirt das figurenreiche Portal den religiösen Inhalt und Zweck des Gotteshauses; galten die Thürme der Emporrichtung des ganzen Werkes, so besonders dieses Fenster der Architektur und Räumlichkeit des Innern, weßhalb es auch häufig die gesammte Breite des Schiffes einnimmt.

Weil es darauf ankommt in einer und derselben Stadt nach Möglichkeit für die verschiedenen Kirchen auch abweichende Formen zu wählen, wurde für den Entwurf, im Gegensatz zu den gleich hohen Schiffen in St. Stephan und dem vereinzelten Schiffe in Maria Stiegen, die dreischiffige Anlage mit erhöhtem Mittelschiff gewählt, und im Gegensatz zu den meisten vorzugsweise gedrückten Hochschiffen eine entschieden emporstrebende Höhe; letzteres umsomehr, als auch die bedeutsame Breite des Mittelschiffes neben den schmalen Nebenschiffen nur

in solcher Höhe Vollklang finden konnte. Die Höhe der Schafte verhält sich zu ihrer Stärke wie 10 zu 1; die Schlußsteinhöhe des Mittelschiffes zu der der Seitenschiffe wie 12½ zu 5; dagegen im Dome zu Cöln wie 11½ zu 5, im Dome zu Halberstadt wie 10 zu 5, obgleich bei letzterem die Nebenschiffe gegen das Hauptschiff noch schmäler sind als in unserem Entwurf. Die Schafte enthalten so viele Dienste nach den beiden Schiffen hin als von der Zahl der zutreffenden Gurt-, Stirn- und Diagonal-Bögen erfordert werden, während die Mittelschiffdienste ohne Unterbrechung durch Zwischenglieder sich aufwärts erstrecken. Correspondirend mit der Formation dieser Gewölbedienste bewegen sich zugleich in östlich-westlicher Richtung die Zwischendienste für die Scheide- oder Arkadenbögen.*) Entgegen dem Wechsel dieser Dienste mittelst Hohlkehlen, einer Formation von weicher, elastischer, nach gewissem Verhältniß sich ausdrängender und zusammenziehender Natur, wo das entgegengesetzte erhärtende Element der Gothik nur dazwischen spielt mittelst schmaler eingeschobener Riemchen und Plättchen sind die Sockel als tragender, dem Anlauf ausgesetzter Theil, in erhärteter, eckiger und vielseitiger Natur behandelt, so daß die kleinen polygonen Füße der einzelnen Dienste unterwärts stets zu größeren Polygonen zusammenlaufen. Sehr durchgebildet findet sich diese Formation im Dome zu Halberstadt, minder vollendet in vielen anderen deutschen Kirchen, seltener dagegen in Frankreich und niemals wohl in England.

Den oberen Abschluß der Schafte begrenzt nicht nach antiker oder romanischer Art ein vollkommen abschließendes Capitäl, sondern nur ein Blätterkranz nebst Deckplatte unter dem Ausdruck, daß die im Schaft aufstrebende Massenbewegung hier also nicht verbraucht ist, sondern nur die Art ihrer Funktion modifizirt, und in solcher Gestalt in den Gewölben ihre Fortsetzung findet.

Die Theilung der Gewölbe beschränkt sich auf die Ansprüche des einfachen Kreuzgewölbes mit Gurt- und Schildbögen sowie Diagonal-Rippen mit einer Erhebung nach dem Schlußstein hin. Dabei sind die Gurtbögen als Haupttrennungsglieder durch kräftige Haltung bevorzugt. Sterngewölbe hätten etwa beabsichtigten Malereien die günstigere Räumlichkeit verkümmert, Palm- oder Netzgewölbe wären von selbst verständlich hier unpassend gewesen.

*) Die Construction dieser Dienste ist Sache des praktischen Technikers, weßhalb wir für überflüssig halten, unsere Leser damit zu ermüden.

Die Schildbögen Taf. XIII. 1. s. des hohen Schiffes stehen in parallelen Linien zu den Spitzbögen der hohen Fenster, wie auch gleiche Parallelen zwischen den Bögen der Arkaden der Pfeilerabseiten und der Fenster des niedrigen Schiffes angenommen sind. Die Mauerfläche über den Arkaden des Mittelschiffes ist möglichst niedrig gehalten durch tief hinabgehende Lage der Hauptfenster. Gallerien und Triforium wurden vermieden, um den hochaufstrebenden Charakter nicht durch vermehrte Horizontalen zu unterbinden.

Die glatte Wandfläche über den Arkaden setzt darauf oberwärts (unter dem Begriff der die gegliederten Architekturtheile durchschneidenden, aber auch ihnen zum Grunde liegenden Füllmauer) in schmalen Wandstreifen sich fort, um die Fenstergliederung von der der Gewölbe-Rippen und Schafte zu sondern. Nicht nur werden durch diesen glatten Sonderungssaum die Fenstergewandung und Schaft nebst Schildbogen vor ungerechtfertigter Verschmelzung bewahrt,*) sondern die bewegten Theile werden gleichsam interpunktirt und zwischen ihnen eine wohlthuende Ruhe gewonnen. Auf der andern Seite bewahren diese parallelen Bögen auch vor jenen unharmonischen Füllmauern zwischen Fenster, Schaft und Gewölbe, welche bei ungleichen Spitzbögen jener Theile nothwendig entstehen, und namentlich im späten Mittelalter meist gebräuchlich waren.**)

Um die Fenster der Nebenschiffe wurde ein gleicher, nur bedeutend breiterer Flächenraum geführt, weil in diesen niedrigeren Gegenden der Ausdruck des mehr tragenden Elementes eine geringere Beweglichkeit der Massen erfordert.

Zwischen den Thürmen durchschneidet zu jeder Seite eines der hohen Fenster die Mitte der Thurmmauer. Die Umgebungsbeziehung dieser Fenster zu der ziemlich breiten Mauerfläche an ihrer Seite wurde durch Wandnischenwerk ausgeglichen.

Aehnliche Anwendungen fanden in den Kreuzflügeln statt, wo auch außerdem die Aufgabe zur Lösung vorlag, jede der je drei Seiten untereinander für harmonische also möglichst gleichmäßige Behandlung zu gewinnen. Taf. XIII. 2. n. Obgleich es auch im Mittelalter an Bemühungen für gleichen Erfolg nicht gefehlt hat, wurden die Flanken der Kreuzflügel doch meist sehr vernachläßigt, weil die meist sehr hohen

*) Häufig kommt dieses Naheanliegen des Schildbogens am Fensterbogen im XIII. Jahrhundert vor.

**) Nur die wenigsten Kirchen, namentlich einige im Eichsfelde, befolgen die von uns bevorzugte Ordnung.

Kirchenschiffe zu wenig emporragenden Raum enthalten, um in den Kreuzflügeln geeignet hohe Flächen mit den Giebelwänden correspondiren zu lassen. Am Kölner Dome wurden diese Flanken nicht mit den Schlußgiebelseiten der Kreuzflügel, sondern, wie stets bei mehrtheiligen Kreuzschiffen, zu den Seiten der Langschiffe in formelle Beziehung gesetzt, weil die Nebenschiffe welche das Langhaus begleiten auch am Querschiffe sich wiederholen.

Unter dem Rundfenster der Westfacade, dessen Mittelpunkt in die Höhe der Gewölbekämpfer trifft, öffnen sich noch drei kleinere Spitzbogenfenster, um der Orgelempore auch in dieser Höhe das nothwendige Licht zuzuführen.

Weil die Breite des Mittelschiffes zum Tiefendurchmesser des äußern Strebepfeilers sich verhält wie 5 zu $2\frac{1}{4}$, also bedeutender wie am Dome zu Halberstadt (5: $2\frac{3}{4}$), dabei auch das Mittelschiff im Entwurf mehr Höhe theilt als jenes Halberstädter, wurden einmal die Schafte des Mittelschiffes stärker angelegt als an jener alten Kirche, zum anderen den äußeren Strebepfeilern, welchen zu Halberstadt jede obere Belastung an der Widerlagsstelle gebricht, eine bedeutsamere Belastung zugetheilt. Taf. XIII. 2. b. Diese, als Thurmwerk behandelt, erhielt dadurch eine zweckmäßige Gliederung und pyramidale Ausspitzung. Zugleich wurde dabei auch möglich, die Strebung des hohen Schiffes auch in höherer Stellung abzulagern, ohne Befürchtung irgend welcher Verschiebung.

An der Längenfacade des Aeußeren Taf. XII. drücken die unteren tragenden Theile den Character dieser Aufgabe aus, durch einfachere Haltung der Nebenschiffe, wagerechte Gesimse und Gallerien-Abschlüsse. Schwerfälligkeit dagegen, wie solche viele mittelalterliche Kirchen, in hohem Grade selbst der Kölner Dom an seinen Nebenschiffen, mittelst massiver Strebepfeiler theilen, wurde durch gegliedertes Vortreten der Strebepfeiler zu' vermeiden gesucht. Oberwärts löst sich dann das Werk aufsteigend mehr und mehr in getheilte Massen und zunehmenden Reichthum auf, die horizontale Abschlußlinie durch vertikale Aufstrebung unterbrechend und belebend. Schon der eigenthümlichen und dabei monumentalen Bedeutung des Bauwerkes durfte diese höhere Ausbildung des altdeutschen Styles nicht vorenthalten werden. Es wurde aber auch in diesen Höhetheilen nicht übersehen, nothwendige glatte Ruhepunkte zu gewinnen, nemlich in den Säumen, welche die Fenster außerhalb gleich der Innenseite, sowie auch das Maaßwerk der äußeren Giebel umsäumen, und in den Dreiecken neben den Fen-

stergiebeln. Ferner enthält das Strebepfeilerwerk in seiner Mitte einen allmähligen Uebergang des unteren tragenden, in den oberen getragenen allmählig sich auflösenden Theil, um eine Schroffheit zu vermeiden, welche an den Schiffen des Kölner Domes sich noch fühlbarer machen wird, als an den dortigen Chortheilen.

Abwechslung in den decorativen Elementen ist, bis auf zwei verschiedene Maaßwerkmuster in den Giebeln der hohen Fenster, vermieden.

Wenn dergleichen Variationen Platz greifen sollen, ist es strenge nothwendig, solche auf verwandten, egal wirkenden Charakter zu beschränken, auf gleiche Massenhaftigkeit und Durchsichtigkeit. Die Variation hat nur der genaueren Betrachtung sich zu eröffnen, hat zu zeigen, daß sie aus gleicher Quelle entsprungen, im Gegensatz zu einer von Außen zusammengetragenen verwandtschaftslosen Musterkarte. Zu so mannichfaltiger Gleichartigkeit gehört Erfindungsgabe und nur in selteneren Fällen hat das Mittelalter vollkommen gelungene Beispiele hinterlassen.

Dagegen sind Entwicklungs-Variationen als durchaus unerläßlich im Steigen der Massen von unten nach oben auf zu beobachten. So enthält das Fenstermaaßwerk im hohen Schiff, sowie alles bedeutsamere Maaßwerk am ganzen Entwurf, ganz die nämlichen Formen wie die einfachen Fenster im niederen Nebenschiff, nur jedesmal in höherer reicherer Entfaltung.

Die einfachen Dreipaß- und Vierpaß-Maaßwerke wechseln nemlich nicht mit Maaßwerken, welche auf verschiedenartigen Grundconceptionen beruhen, sondern die Paßform erweitert sich zur Aufnahme des verdoppelten Vierpasses in den Fenstern des hohen Schiffes, zum Sechspaß in den Helmen der Hauptthürme; zu verdoppeltem Fünfpaß in dem großen Fenster des Kreuzflügels. Weiter werden mehrere dieser Päſſe nebeneinander zu einer Hauptfigur verbunden, z. B. deren drei in ein Dreieck eingeschrieben, wie am Portalgiebel des Kreuzschiffes und einer Giebelart über den Fenstern des hohen Schiffes. Ganz der nemlichen Verbindungsquelle entsprossen wie die Päſſe sind zugleich die Halbpäſſe nebst Stabverbindung, welche die langen schmalen Oeffnungen der Fenster bilden. Auch diese eignen sich für weitere Entwickelungen und Modifikationen behufs reicher Maaßwerkbildungen, ohne dabei ihre Natur und nahe Verwandtschaft mit den Päſſen zu verlieren. Nur eine dieser Modifikationen, deren es übrigens in Menge giebt, nämlich mittelst Zusammenziehung der Stäbe zu ei-

ner Spitze, und die hiedurch gewonnene Form zwanzigfach strahlenförmig um einen Mittelpunkt gelegt, kommt an unserem Radfenster der Thurmfacade vor, in reicher gruppirter Paßverbindung; und wieder das gleiche Motiv, mit abgeschnittener Spitze im Giebel über diesem Fenster, so wie in der zweiten Fenstergiebelform der Langschiffe.

Um diese nothwendige Zueinandergehörigkeit der Formen, als Grundbedingung für den Begriff eines Werkes aus einem Gusse für das gesammte Bauwerk zu sichern, wiederholt das nämliche Pfeiler- und Fensterwerk der Schiffe sich zugleich in den Chortheilen, wie in den unteren Substruktionen der Thürme, Modifikationen jedesmal nur in so weit zulassend, als die Construction und räumliche Oertlichkeit solche von selbst bedingt. Variationen gesuchter Art fallen auf diese Weise weg, während naturwüchsige sich von selbst ergeben, wie das Kreuzschiff und die Thurmfaçade solche entfalten.

Am Kreuzschiffe Taf. XII. und dem Zwischenbau der Thürme Taf. XI. wurde die Fünftheilung auch für die decorative Raumvertheilung benützt und die Aufzüge beider danach angeordnet, so daß die Breitenausdehnung jedes Architekturtheiles hiernach ihre Grenze finden, jede obere Gestaltung aus der unterhalb befindlichen sich organisch entwickeln konnte.

Die Portale, obgleich im unteren einfach zu haltenden Theile der Substructionen befindlich, hatten ihrer besonderen bekannten Bedeutung halber sich dennoch reicher zu entfalten.

An der Westfronte überdeckt ein Fenstergiebel die Fensterrose, und um den Eindruck der Wiederholung zu vermeiden, wie solche im Dome von Köln vorkommt, spitzt der durchbrochene Hauptgiebel sich in fünf kleine aus, wodurch ihm zugleich ein minder starrer Abschluß zugeführt wird. Verwandt ist der Giebel des westlichen Hauptportales, nur daß hier fünf Staffeln die je fünf Spitzgiebel vertreten. Das Portal selbst beschränkt sich auf mittlere Größe, weil allzugroße Portale, wie z. B. die meisten französischen, dem Größeneindruck der ganzen Façade schädlich werden, die Portalgröße übrigens sich auch in der Höhe, zur Höhe der Nebenschiffe zu reguliren hat, weil in gleiche Bezüge zum hohen Schiffe erst die großen Hauptfenster über den Portalen treten.

Gleichartig, doch in anderer örtlicher Versetzung der Giebelformen und den nöthigen verwandtschaftlichen Verhältnissen zu den Lang-

schiffen, wurde die Disposition der Kreuzgiebel gehalten.*) Die Gleichheit des Wandmaaßwerkes, der Gesimse und Gallerien bewährt die Zugehörigkeit zu der Thurmfaçade. Die bedeutsameren Thürmchen auf den Ecken der Kreuzgiebel bestehen aus einer Vermehrung und Versetzung des Thurmwerkes über den Strebepfeilern.

An den Hauptthürmen ist die, zugleich statische Anwendung getroffen, daß die untersten vorspringenden Pfeiler in unverrückter Richtung bis zum Schluß der obersten Eckpyramiden sich fortentwickeln. Selten dürfte diese Einrichtung an mittelalterlichen Monumenten gefunden werden, weil an solchen meist nur Entwicklungen aus den hinterliegenden Massen aufsteigen und neue Organismen bilden, ohne einen ersten Fundamentalgedanken bis zum Abschluß des Ganzen durchzuführen.

So stehen z. B. am Domthurme zu Frankfurt a/M. die oberen Eckpyramiden des Thurmes, ohne auf die unteren zu treffen, oder in den unteren Stockwerken vorbereitet zu sein; auch am Freiburger Münsterthurm ist eine solche Vorbereitung, also artistische Verkettung der oberen mit der unteren Thurmhälfte nicht vorhanden; nur an den Kölner Domthürmen ist dieser Aufgabe in vollendeter Weise entsprochen. Die unteren beiden Stockwerke unserer Thürme correspondiren in der Höhen behandlung selbst in den Fenstern vollkommen mit den Kirchenschiffen; ihr Maaßwerk mit dem am Zwischenbaue und an den Kreuzschiffen, und die Strebepfeiler bestehen aus denselben Motiven, welche gleichfalls an den Langschiffen Anwendung gefunden. Nur die Wimberge über dem großen Fenster weicht von denen der Langschiffe ab; denn hier gilt es noch kein Austragen, Abschließen und Auflösen, sondern vielmehr schwer tragende gedrückte Massen, und daher das bloße Ueberschlagsgesims als möglichst nächste Formation zu jener ungehindert aufstrebenden und abschließenden. Das dritte Stockwerk des Entwurfes leitet das untere Viereck ins obere Achteck hinüber, indem es nach Möglichkeit beiden zugleich Rechnung trägt; einmal durch theilweise der Achteckform sich nähernde Einschrägung seiner Frontflächen, zum anderen durch die Schrägestellung seiner Strebepfeiler. Taf. X. a. Das untere Strebepfeilerwerk läuft zugleich in dieser Höhe mit

*) Taf. XII. Der Dachgiebel und der Giebel des Portals sind durchbrochen angenommen, der durch Versehen des Lithographen luftig gegebene breitheilige Giebel über dem Hauptfenster hingegen als blindes Maaßwerk. Andere Verzeichnungen dieser Tafel, namentlich am hohen Chor, stören mindestens nicht das Verständniß.

seiner Stirn in Fialen aus, welche in Höhenlage, Form und Größe mit den Fialen auf der Kirche correspondiren, während sein Körper hinter diesen Fialen aufs Neue sich verjüngt zur Herstellung der weiteren Strebepfeiler für das dritte Stockwerk und die Pyramiden, welche das Achteck der Thürme an den je vier Ecken begleiten. Das Achteck der Thürme oder vierte Geschoß erhebt sich frei an allen Seiten, und überragt auch die Eckpyramiden, um durch diese nicht verdeckt, und dadurch in der Wirkung verkümmert zu werden, wie man es am Domthurme zu Köln rügen möchte. Die Fensterdurchbrüche, erhielten wegen ihrer bedeutenden Höhe in der Mitte Maaßwerkverschlingungen, und als Thurmkrone kehrt die Bekrönung der Kirche wieder, nur sind die Fialen von bedeutsamerer Dimension, und das Gallerienmuster ein gestreckteres, als an jenen tiefer gelegenen Theilen. Für die Gesammtform der Thürme wurde ein möglichst frei und schlank aufsteigendes Verhältniß gesucht, theils um jenes schwerfällige bergansteigende Profil, welches besonders die Diagonalrichtung verletzt, zu vermeiden, theils um den Thurmkörper und den Helm ihrer Natur nach sicherer zu unterscheiden. Endlich kam es auch darauf an, für den westlichen Schluß des hohen Kirchenschiffes und den Unterbau der Thürme, welche doch von verschiedener Natur und Bestimmung sind, entsprechende Unterscheidungsgestalten zu gewinnen, im Gegensatz zu Werken, wo die gesammte Fronte so sehr in einander schwimmt wie am Straßburger Münster und vielen anderen französischen Kirchen. Es kam für diesen Entwurf diese Aufgabe um so mehr in Betracht, als Hauptschiff und Thürme gewissermassen als zwei verschiedene Factoren zu betrachten waren. Das Cylinder-Gehäuse für die Thurmtreppen wurde in den unteren Stockwerken in die Dicke der Mauer zwischen Thürme und Nebenschiffe untergebracht, dagegen höher zwischen das Achteck der Thürme und die nach den Kirchenschiffen hin gewendete Eckpyramide eingebunden.

Für die Bedachung aller Theile der Kirche ging das hochaufstrebende altdeutsche Dach schon aus dem, dem Entwurf zum Grunde liegenden Systeme hervor. Gänzlich dachlosen Architekturen, oder solchen mit unsichtbaren Dächern geht für den Eindruck der entsprechende Abschluß verloren; und es bringt sich leicht die Idee einer bloßen umfriedigten, oberhalb offenen Räumlichkeit vor. So sehr bei der heutigen Beliebtheit der niedrigen oder gar unsichtbaren Dächer diese Wahrheit verkannt wird, müssen wir sogar weiter gehen mit der Behauptung, daß unter Umständen auch selbst mittelhohe Dächer nicht zu be-

friedigen vermögen. In der Gothik ist es nicht so der Styl an sich, sondern vielmehr der Grad seiner lebendigen vertikalen Bewegung, welcher jedesmal auch die entsprechende Dachsteigung zu bestimmen hat. Bei dem System der englischen Gothik, welche selbst im Kirchenstyle sich massenhaft und vorzugsweise horizontal bewegt, mit ungewöhnlicher Länge bei verhältnißmäßig niedrigen Kirchenschiffen, bei Vorherrschen der Breite in allen Einzeltheilen, gerader Flucht des gesammten Gewölbescheitels, Zinnen über den äußern Mauern statt luftig durchbrochener Gallerien, ist eine niedrige Bedachung gerechtfertigt nicht nur, sondern um so mehr noch gefordert, weil auch die Hauptthürme der Helme und Spitzen entbehren. Enthält auf diese Art der englische Styl einen Uebergang vom Burgen- zum Kirchenbau, so unterscheidet der ausgebildetere deutsche Kirchenstyl sich scharf gegen den der Burgen, und verfolgt im Gegensatz zu jenen horizontal sich ablagernden Massen die Vertikale. Weil nun unser Entwurf der streng organischen Entwickelung derselben vom Fundamente bis zu den oberen Schlüssen gewidmet ist, war auch für die hohen Theile von Schiff und Chor, ein Spitzdach unumgänglich, etwa von der Breite der Basis zur Höhe. Für die Abseiten bedurfte es minder gestreckter Dächer, weil in ihnen die Horizontale noch mehr Herrschaft behält, als in den höheren Theilen. Dagegen wurde jeder Pfeilerabtheilung ein besonderes Dach gegeben, um die innere Raumeintheilung auch außerhalb für sich sprechen zu lassen; nach den hohen Schiffen hin auch jedes dieser kleinen Dächer mit einem Walm verbunden um die Fenster des hohen Schiffes nicht zu verdecken.

In der Art wie der vorliegende Entwurf seiner Grundaufgabe nach ein bestimmtes organisches System verfolgt, sind abweichende Systeme bei der Reichhaltigkeit der Gothik so viele denkbar, als Gründe und Zwecke zur Erbauung von Kirchen nur immer vorkommen mögen. Die Gothik hat sich daher am wenigsten mit dem Mittelalter erschöpft, um solche für immer als beseitigt zu betrachten, sondern es dürfte vielmehr zur Zeit nur Aufgabe sein, mit jener Ueberlieferung mittelst Einsicht und Umsicht hauszuhalten.

Wie wir unseren Lesern das System des besprochenen Planes nach seinen Hauptformen dargestellt haben, um den Unterschied zwischen organischen Ergebnissen und Willkür zu beleuchten, erstreckt dieses wie jedes andere zu wählende System sich selbst durch die Gliederung und alle Kleinformen; diese weitere Uebereinstimmung gehört indeß besonderen Lehrbüchern, oder bei deren wirklich vorhandenem

Und wirklich ist solche vorhanden, sobald man die archäologischen Studien von einer anderen Stelle aus betrachten will, als bisher geschehen.

Dieser recht eigentlich theologische und daher klerikale Standpunkt befindet sich im Innern kirchlicher Anschauung; es sieht derselbe vor der Hand von jeder selbstsüchtigen Kunst ab, wie solche nur als Ergebniß und Eigenthum der modernen Aesthetik erscheinen darf; er richtet sich jedesmal zunächst auf die Kirche und die Bedeutung ihres Bedürfnisses, dann erst auf die Formen, welche diese Bedeutung nach sich zog; auf die bewegenden Kräfte, welche diese Formen wie sie wurden, und nicht anders gestalten durften. Die Kirche als Ursache, und deren bewegende Kraft mit ihrem Zweck gehen also stets in der Betrachtung voraus, und die Formenergebnisse als das gefundene Mittel machen erst den Schluß.

Unsere Leser werden sehen, daß diese Studien-Art von der bisherigen sich nur gerade durch eine entgegengesetzte Richtung unterscheidet und doch die verschiedenen Ergebnisse mit ihrem möglichen Erfolge weit auseinander gehen.

Die bisherige Culturmethode der kirchlichen Archäologie beginnt mit den äußeren Formen, setzt sich darauf im Verfolg mit einer zahllosen Formenfülle in Verbindung, und stellt sich eine noch größere Zahl derselben in Aussicht, reicht aber aufwärts, innerlich, nach dem Schlüssel für die Form kaum bis an die Grenzen der von der Kirche ausgehenden bewegenden Kraft hin. Der innerste Grund für die Erscheinung der Kunstformen blieb daher ein Problem. Die theologische Archäologie wird hingegen umgekehrt mit den von der Kirche ausgehenden Ansprüchen und bewegenden Kräften beginnen, und hat abwärts nicht erst nothwendig auf jene Formenfülle einzugehen oder gar deren erschöpfende Entdeckung abzuwarten.

Es genügt ihr vielmehr die bloße Kenntniß der Systeme, und somit der Kunstglieder, welche die Darstellung des Systems unerläßlich bedingt. Alle jene zahllosen Nebenglieder, welche Variationen bilden, sind ihr überflüssig und dennoch wird die Befähigung entstehen, für die Gesammtheit aller alten und neuen Kunstglieder sich ein richtiges Urtheil zu bilden. Während jene Studienart mit ihren Erkenntnissen häufig zu widersprechenden, durch neuen wissenschaftlichen Zuwachs stets veränderlichen Resultaten gelangt, wird diese für ihren praktischen Zweck ebenfalls wissenschaftlich, aber vollkommen sich ausgestattet finden. Kennt man z. B. das Verhältniß, in welchem der

idealste romanische Kirchbau, also das gefundene vollkommenste Rundbogensystem zu jenen Intentionen steht, welche der gesammten kirchlichen Baukunst zum Grunde liegen, so hat man zugleich auch den Prüfstein in Händen für den Werth und die Bedeutung nicht bloß der Gesammtheit dieses Systems, sondern auch jeglicher Form, welche diesen Styl nebenzu begleitet.

Die Erfahrung möchte es bestätigen, daß ein besser ausgeglichenes Verhältniß zwischen Kirche und Kunst erst allmälig und zwar vom nachwachsenden Clerus zu erwarten ist. Auf geeignete Unterweisung in den Clerikal-Seminarien hat man daher wohl mit Recht die Aufmerksamkeit zu richten, nur fragt sich, in welcher Art um etwas Rechtes, Ganzes und Brauchbares zu gewinnen.

Den Erfolg der bloßen Formenstudien wie solche bisher betrieben wurden, haben wir bereits oben als unausreichend beleuchtet. Diese Studien befähigen nur um weiter zu studiren, und sind für jeden von vornherein unnütz, der solches nicht mag.*) Auch sind dieselben durchaus nur für den Privatfleiß geeignet. Handelt es sich bei ihnen doch um wenige benamende und erläuternde Worte gegenüber einer Formenfülle, welche häufig wiederholte Betrachtung und Vergleichung fordert, um Vorstellung und Gedächtniß mit ihnen vertraut zu machen.

Zu Exercitien in den Clerical-Seminarien würde dagegen gerade jene theologische Behandlung der Kunst sich eignen, weil solche an die anderen theologischen Wissenschaften sich anschließt, und an die Zustände und Bedürfnisse der Kirche ohne gerade an den weitläufigen archäologischen Apparat gebunden zu sein.

Wie wir jene Exercitien uns vorstellen, wird unsern Leser einleuchten, wenn wir deren Inhalt nachfolgend etwas näher bezeichnen.

I. Abtheilung.

Die Stiftshütte.

Die Stiftshütte beschließt den ersten Tempelbau unserer geoffenbarten Religion, ist die Quelle der gesammten späteren Baukunst, und somit aller christlichen Kunst überhaupt; also deren Form, Größe, Vertheilung der Räume, besondere Beschaffenheit, Ausstattung und Zweck, Bedeutung des Ganzen.

*) Die augenfälligen Unterschiede zwischen einer romanischen und einer gothischen Kirche kennt in den gebildeteren Gegenden Deutschlands ohnehin jeder Dorfküster.

gedachte innere bewegende Kraft, gleichsam von einem Herzschlag ausgehend pulsirt, obgleich das Werk nach Größe, Form, Individualität und besonderer Funktion in zahllose Theile zerfällt, dennoch zugleich durch das Ganze. Unterschiede zwischen dem romanischen Styl unter antiker Reminiszenz und dem gothischen. Die dortige bloße Anlehnung und Auflagerung der verschiedenen Theile (z. B. des Capitäls auf dem Säulenschaft), im gothischen dagegen ein Beschließen der Leben gebärenden Kraft des Stärkeren für das Leichtere und Schwächere, (z. B. ein Pfeiler für die demselben entwachsenden Gewölbe.) Hier der Ausdruck der geistigen Uebertragung des freiwilligen Opfers, und der christlich organisirten Gesellschaft, dort der gezwungenen Sklaverei.

Die Stylentwickelung und Durchbildung der Großtheile im dreizehnten, der mittleren im vierzehnten, der Kleintheile im fünfzehnten Jahrhundert, und die dadurch erst erlangte Vollendung des Systems.

Die Fähigkeit jener Kleintheile vermöge ihrer inneren Fruchtbarkeit wieder auf die mannigfaltige Umbildung der Großtheile zurückzuwirken; die unendliche Beugsamkeit des Styls und seine Anschlußfähigkeit an alle nur erdenkliche Bedürfnisse und Ansprüche.

Der Styl und das zu verwendende Material; gewachsener Stein, gebrannter, und Holz.

Der Styl und die verschiedenen Reiche der Natur.*)

Vergleichung der gothischen Kirche mit dem griechischen Tempel.

Als Rückblick: der gothische Dom ein Nachbild der Kirche Christi auf Erden; im Grundriß gegründet auf den gekreuzigten Heiland, das Haupt mit Heiligen umgeben; im Aufriß auf die Eigenschaften, Mittel und Zwecke der Kirche.

(Schluß folgt.)

*) Bei den Vorträgen über sämmtliche obige Texte genügen für die Form und Anschauung einfach gearbeitete Modelle oder übersichtliche Zeichnungen vom griechischen Tempel, der alten Basilika, der romanischen und der gothischen Kirche. Ideale Entwürfe sind wirklich vorhandenen Werken vorzuziehen, weil sämmtliche Vorträge nur die Systeme behandeln.

Redaction von G. G. Kallenbach in Bamberg, und nur zu beziehen bei der Red. für 1 fl. jährlich; durch die Anstalten des deutschen Postverbandes für 1 fl 12 kr. Der Jahrgang 1857 nur durch die Pfeffer'sche Buchhandlung in Halle gegen 1 Rthlr. pr.

Druck von J. M. Reindl in Bamberg.

Quartal-Blatt

des

Vereines der Erzdiözese Bamberg

für

christliche Kunst-Archäologie.

№ 4. 1858.

Der Klerus und die kirchliche Kunst.

(Schluß.)

II. Abtheilung.

Architektonisches Beiwerk.

Die Fenster mit ihrer Verglasung und Verbleiung, und der Einfluß des Styles auf ihre Form.

Bedeutung der Farben und des farbigen Glases.

Die Glasmalerei und ihr Verhältniß zur Architektur.

Die Polychromie im gothischen Tempel nach Natur, Bedeutung und verschiedener Funktion.

Die monumentale Malerei und ihr Verhältniß zum gothischen Styl.

Die Tafelmalerei.

Die Sculptur, ihr Verhältniß zur an sich schon symbolisirenden Architektur.

Verhältniß der Sculptur und Malerei zur Architektur mit Rücksicht auf Ausnahmen der Unterordnung der ersteren unter die letztere.

Hölzerne Decken, Emporen, Thüren.

Verwendung des Eisens und anderer Metalle für tragende und für füllende architektonische Zwecke.

Fußböden.

Kirchen-Meublement.

Der Hochaltar. Der Tisch, Altarschreine, Aufbauten, Ueberbauten und förmliche Baldachine. Tabernakel und Sakramentschreine. Nebenaltäre. Communionbank. Die Kanzel. Emporgallerien. Die Orgel. Chor- und Gemeindegestühl.

Die Glocken nach Form und Bedeutung. Die Uhren.

Die kirchlichen Gefäße und Geräthe und A.

Ueber die bedingten Formen der Gefäße, je nachdem solche für flüssigen oder für trockenen Inhalt bestimmt sind.

Taufbecken, Kelche, Ciborien und Monstranzen, Leuchter, Ampeln, Wein=, Oel= und Wassergefäße, Steh= und Tragekreuze, Reliquienbehälter.

Ohne weitschweifendes und verwirrendes Eingehen auf die Menge der Formen der mittelalterlichen Baukunst wird eine gründliche Behandlung der obigen ersten Abtheilung, nicht nur in den Stand setzen, jene Architektur ihrem wesentlichen Charakter nach kennen zu lernen, sondern auch für die richtige Beurtheilung jeder neuen Erscheinung zu befähigen. Dieses denken wir ist Aufgabe des Clerus, genügt aber auch den Ansprüchen, welche die Kunst an den Clerus zu machen hat, nemlich geprüft zu werden, rücksichts ihres vorhandenen, ganz oder theilweise mangelnden kirchlichen Charakters. Dabei sind wir keineswegs der Ansicht, daß ein näheres Eingehen auf die Architektur oder kirchliche Archäologie gerade Sache der Geistlichkeit nicht sein soll; wohl aber, daß dasselbe in den Clerikal=Seminarien unterbleiben, und dem Privatstudium, überhaupt der besonderen Liebhaberei überlassen werden dürfte, ohne welche schwerlich etwas Erkleckliches erreicht werden möchte.

Für diesen Privatgebrauch eröffnet sich alsdann ein recht weitläufiges und vielfach angebautes Feld. So z. B. über die Stiftshütte und deren Vergleich mit dem Leibe des Erlösers. Ueber das Verhältniß der Constantinischen Basilika zu antik römischen existirt bereits eine Bibliothek von verschiedenen Werken. Nicht minder über den allmäligen Entwickelungsgang des romanischen Styls, dessen Uebergang in den gothischen, sowie dessen verschiedene Gestaltungen nach Zeit und Nationalität. Besondere Werke gibt es über Glocken, sowie über Glasmalerei u. dgl. mehr.

Zwei merkwürdige, gegossene und emaillirte romanische Kandelaber in der ehemaligen Stiftskirche von St. Gangolph in Bamberg. Taf. XV.

Die Leuchter des Mittelalters, von älteren Schriftstellern „cereostata, ceroferaria“ genannt, hatten in der romanischen Kunstepoche nicht so sehr den Zweck, dem Altar zur Zierde und zur Aus=

schmückung zu dienen, wie das leider bei unseren heutigen Leuchtern in kunstloser Form, die zur Ungebühr großbeinig geworden sind, der Fall ist, sondern sie dienten vornemlich, meistens niedrig gehalten, dazu, dem Wachslicht eine feste solide Unterlage und Stütze zu geben; deßwegen waren sie auch, um das daraufgestellte Licht desto größer erscheinen zu lassen, nicht so sehr nach der Höhe hinstrebend, sondern kurz zusammen gedrungen, wodurch auch das Umfallen, wenn man ein größeres Licht darauf gestellt, verhindert wurde. Die Kandelaber des Mittelalters waren in der Regel, insofern man ein Ornament dabei zur Anwendung kommen ließ, auf eine zweifache Weise durch Formenreichthum ausgestattet. Entweder erzielte man durch Guß (opus fusile) erhaben aufliegende oder durchbrochene Ornamente oder es wurden emaillirte Darstellungen auf den einzelnen Flachtheilen des Leuchters angebracht und nannte man dann diese Weise der vielfarbigen Ornamentation das „opus smaltum, nigellatum“, das auch von Vielen als opus Lemovicense (Limoges) bezeichnet wurde. In dieser zuletzt angegebenen Technik sind auch die zwei höchst merkwürdigen Kandelaber gehalten, die sich heute noch in der alten Stiftskirche des hl. Gangolph zu Bamberg vorfinden. Diesen seither weniger gekannten Leuchtern gebührt nicht nur hinsichtlich ihrer zierlichen ornamentalen Ausstattung in Email, sondern auch wegen ihrer schönen Verhältnisse und auffallenden Dimensionen eine detaillirte Beschreibung, die wir in diesen Blättern in Kürze folgen lassen.

Gewöhnlich erreichen die meisten romanischen Leuchter, die uns zu Gesicht gekommen sind, eine Höhe von kaum 20—25 Centim; die in Rede stehenden Candelaber von St. Gangolph in Bamberg sind jedoch in der ungewöhnlichen Größe von fast 47 Centim. bis zur oberen Tellerfläche gehalten und dürften sie in dieser Größe jene bekannten reich ornamentirten Lichtträger noch übertreffen, die sich heute noch als die kunstreichsten derartigen liturgischen Geräthe in der Sakristei einer kleinen Pfarrkirche zu Hildesheim*) und in einer Privatsammlung zu Le Mans (im nördlichen Frankreich) erhalten haben. Die Leuchter von St. Gangolph bestehen wie alle ähnlichen romanischen

*) Nachweislich sind diese kunstvollen Leuchter hervorgegangen aus der geschickten Hand des großen Bischofs Bernward, Erziehers des dritten Otto's, zu Ende des zehnten Jahrhunderts und sind dieselben so phantastisch reich in ihren Formbildungen, der Inschrift nach aus einem fremdartigen Materiale „nec auro nec argento“ ausgeführt, daß wir sie unbedingt als die zierlichsten hinstellen können, wie sie der Metallguß im zehnten Jahrhundert hervorgebracht hat.

Cereostaten aus drei wesentlichen Haupttheilen, dem Fußstück (pedale tripes), dem Ständer oder Röhre (cana, fistula arundo) und deren tellerförmigen Erweiterung (scutellum) zum Auffangen des herabträufelnden Wachses. Wie an allen ähnlichen romanischen Leuchtern, die durch farbige Schmelzwerke ausgestattet werden sollen, hat der Künstler es einzurichten gewußt, daß sein Kunstwerk nach Außen hin breite Flächen bot, deren Monotonie er durch farbenreiche Emails zu beseitigen wußte; namentlich kamen ihm zur Anbringung emaillirter Darstellungen die drei Flächen des Fußgestells sehr zu Statten. So zeigt auch das „pedale" der romanischen Leuchter von St. Gangolph bei einer Höhe von 8¼ Centim. und einer größten Breite von 11½ Centim. kunstvolle emaillirte Darstellungen in vielfarbigen Schmelzen, deren Ornamente theilweise der vegetabilischen theilweise der animalischen Schöpfung entlehnt sind. Auf jedem dieser dreieckigen Felder hat der Künstler rosenförmige Bildungen in größtem Durchmesser von 5 Centim. angebracht, die durch eine Scala von verschiedenartigen Schmelzen wachsend belebt sind; leider fehlt in diesen Rosa's die innere Füllung, deren früheres Vorhandensein durch eine runde Oeffnung angedeutet ist. Wir sind der Ansicht, daß vermittelst dieser Oeffnung auf der inneren Rundfläche ein gegossenes und ciselirtes Laubornament sich ehemals befand, das im Laufe der Zeiten verloren gegangen ist. Diese rosa, von welcher ausgehend einzelne romanische Blättchen sich verzweigen, wird umgeben von zwei männlichen Löwen, die der Künstler aufeinander zuschreitend, auf blauem Emailgrund stylistisch schön und schwungvoll dargestellt hat. Die Technik des Emails gibt sich heute, da stellenweise der eingegossene Schmelz ausgesprungen ist, zu erkennen als mattes inkrustirtes Email, wie es in den meisten Kunstwerken des eilften und zwölften Jahrhunderts, herstammend aus Limoges, vielfach noch zu ersehen ist. Abbé Texier, der in neuester Zeit ein äußerst verdienstvolles Werk über die Limousiner Schmelzwerke der romanischen Kunstepoche geschrieben hat, würde das vorliegende Email bezeichnen als émail incrusté et champlevé. Technisch ist der Künstler zur Anbringung dieser Emailirung folgendermassen zu Werke gegangen. Vorerst hat er mit dem Grabstichel die Conturen seiner figuralen und ornamentalen Darstellungen angedeutet; jenen Theil der Fläche, der nach Hinzeichnung der beabsichtigten Figurationen nicht occupirt wurde, hat er mit einem breiten Grabstichel in einer Weise vertieft ausgestochen, daß eine Menge vertiefter Grübchen fast schuppenförmig sich ergaben, die zur Aufnahme

und Fixirung des Emails befähigt wurden. Alsdann trug der Künstler die im flüssigen Zustande bereit gehaltene Emailmasse (eine gläserne Substanz, die durch Zusetzung von bestimmten metallischen Oxyden jenen Farbenton annahm, den man indentirte,) in diese Vertiefungen ein und ließ alsdann durch Gewalt des Weißfeuers diese applizirte mit Farbe geschwängerte „masse vitreuse“ so inkrustiren, daß sie compact und ohne Risse den ausgehöhlten Tiefgrund ausfüllte; ferner ließ der Künstler nach allmähliger Abkühlung die Schleifung der auf diese Weise emaillirten Tiefflächen vornehmen. Damit jedoch der ausgehöhlte Tiefgrund unter dem Email sich nicht sichtbar darstellte, mischte der Emailleur, um die Masse matt zu halten, der gläsernen Substanz noch eine kleine Quantität Bleierz bei.

Die auf diese Weise durch Emailkünste verzierten Felder der Leuchter von St. Gangolph werden von drei Löwentatzen getragen, die nach obenhin einen Löwenkopf mit Mähnen in stark gravirter und modellirter Arbeit zu erkennen geben. Auf dem eben besprochenen „tripes“ erhebt sich nun der zweite Theil des Candelabers, die „fistula,“ Röhre, die einen Durchmesser von fast 2 Centim. bei einer Höhe von kaum 37 Centim. hat; dieser stylus ist auf zweifache Weise ornamentirt; es zeigt nämlich die Röhre selbst eine vielgestaltige Abwechslung von eingravirten romanischen Laubornamenten und ist überdies nach kurzen ziemlich gleich großen Zwischenräumen mit fünf an den Polen eingedrückten Knäufen ornamentirt, wodurch auf eine angenehme Weise das Einförmige des ansteigenden „arundo“ gemildert wird. Gleichwie das Fußgestell auf seiner Fläche geeigneten Emailschmuck erhalten hat, so hat der Farbsinn des mittelalterlichen Emailleurs auf den kleinen Rundflächen dieser Knäufe (pomella) es nicht unterlassen, seine „opera smalti“ kunstreich zur Geltung zu bringen. Zu diesem Behufe theilte er diese „nodus“ durch glatte Metallringe in zwei Hälften und ciselirte in jede dieser Abtheilungen einen Kranz des bekannten romanischen Blätterwerkes, versah ferner diese Vertiefungen mit azurblauem inkrustirtem Email und erzielte auf diese Weise, daß sich das Blätterwerk vergoldet und scharf hervortretend auf dem blauen Grunde hob. Nur bei dem mittleren Knauf, der einen in etwa größeren Durchmesser von fast 5 Centim. zeigt, unterließ der Emailleur es nicht, durch Anbringung verschiedener vielfarbiger Einschmelzungen und durch eine Auswahl abwechselnder Laubornamente eine reichere und beweglichere Physiognomie in Anwendung zu bringen. Auch der Teller — das Schüsselchen — in tellerförmiger Aus-

breitung, um das herunterträufelnde Wachs von der mensa des Altares fern zu halten, hat ebenfalls seinen ornamentalen Schmuck durch Emaillirung erhalten. Dasselbe mißt in seinem größten Durchmesser 10 Centim. und zeigt in seiner Umrandung einen schlangenförmig gewundenen Kranz von romanisirendem Laubwerk, das für die Fixirung der Chronologie in seiner eigenthümlichen Gestaltung einen gewünschten Anhaltspunkt gewährt. Dieses charakteristische Laubwerk erinnert frappant an einzelne Ornamente wie sie stereotyp gegen Schluß des zwölften Jahrhunderts und mit Beginn des dreizehnten bei verschiedenen liturgischen Gefäßen, denen durch die Kunst der Emailleurs ein größerer Formenreichthum verliehen wurde, in Anwendung kommen. Den Detailornamenten der vorliegenden Leuchter nach zu urtheilen, dürfte es keinem Zweifel unterliegen, daß dieselben dem Schlusse des zwölften Jahrhunderts angehören, einer Zeit, in welcher die Kunst des Emaillirens allgemeinere Aufnahme gefunden hat und wo auf dem großen Weltmarkte ähnliche emaillirte kirchliche Gefäße und Geräthschaften sehr häufig als gangbarer Handelsartikel weithin versandt wurden. Wir glauben der Wahrheit ziemlich nahe zu kommen, wenn wir hinsichtlich des Herkommens und der Fabrikation der vorliegenden höchst merkwürdigen Candelaber der Annahme Raum geben, daß dieselben zu zählen sind zu jenen kunstreich verzierten Metallarbeiten, wie sie fast fabrikmäßig für den gesteigerten Bedarf im Abendlande von Limoges aus in Menge auf Handelswegen verbreitet wurden.

Zur Aufstellung dieser Hypothese veranlaßt uns noch der weitere Umstand, daß in vielen von uns angesammelten Schatzverzeichnissen reicherer Cathedralen im zwölften und dreizehnten Jahrhundert bei Beschreibung solcher und ähnlicher Gefäße sehr häufig die Bezeichnung vorkommt „ex opere Limugis „opus lemovicense „opus lemoviticum.“ Auch wären wir der Annahme nicht entgegen, daß die vorliegenden Cereostaten von den „opifices“, den sogenannten „magistri argentarii“ in größeren Benediktinerklöstern des Niederrheins namentlich in und um Köln angefertigt worden seien.*) Für die letzte

*) Ob die Abtey Michaelsberg in Bamberg, bekanntlich die bevorzugte Lieblingsstiftung der frommen Kaiserin Cunigundis, nicht auch im XII. Jahrhundert Künstler als „fratres laici“ in ihren Mauern zählte, die den Metallguß und das Emailliren künstlerisch betrieben, lassen wir, da alle bestimmten Nachrichten darüber fehlen, dahingestellt sein. Jedenfalls steht es mit Sicherheit anzunehmen, daß da wo sich eine Menge romanischer Gußwerke vorfinden, auch die Künstlerwerkstätte in der

Annahme scheint uns besonders der Umstand zu sprechen, daß diese interessanten Leuchter aus Rothkupfer in einer solchen eigenthümlichen Färbung angefertigt worden sind, wie wir diesen Farbenton an Emails der Kölnischen opifices häufiger angetroffen haben und daß ferner auch die Farbennuencirung der Emails mit der wachsenden Farbenskala der vielen Kölnischen Emailwerke vollkommen identisch ist. Es unterliegt keinem Zweifel, daß die vorliegenden Leuchter ihrer ansehnlichen Größe wegen in der Vorzeit als Akoluthen-Leuchter im Gebrauch waren und daß sie ehemals vergoldet gewesen sind. Von dieser starken Feuervergoldung zeigen sich heute an den Fußgestellen nur noch wenige Spuren. Es ist zu bedauern, daß bei den Scheuerungen, denen die kirchlichen Gefäße an den größeren Festen oft mehrmals im Jahre unterworfen sind, bei diesen kunsthistorischen Leuchtern in früheren Zeiten keine Ausnahme gemacht worden ist und daß bei diesen mißverstandenen Reinigungsversuchen schon früher der Hauch der Jahrhunderte, der diesen originellen Kunstwerken eine eigenthümliche Färbung „patina" verlieh, die auf künstlichem Wege nicht ersetzt werden kann, weggesäubert worden ist.

Bamberg im September 1857.

Fr. Bock.

Beschreibung eines Altarkreuzes als Reliquiarium (pacificale) in der St. Gangolphskirche zu Bamberg aus dem XIV. Jahrhundert herrührend.

Von den früheren Schätzen, womit das Stift von St. Gangolph zu Bamberg reichlich versehen war, haben sich heute nur noch zwei kunstreiche Objekte erhalten und dürften auch diese sich heute noch kaum vorfinden und den Gelüsten nach dem wohlerworbenen Gut der Kirche, die im Anfang dieses Jahrhunderts auf eine bedauer-

---

Regel nicht sehr fern war. Auch der Dom zu Bamberg besitzt noch aus dem Schlusse des XII. Jahrh. einen äußerst prachtvollen und reichen Kandelaber in der beträchtlichen Höhe von 1½ Meter, wie wir in Italien häufig die größeren Leuchter angetroffen haben, auf welche der „cereus paschalis" hingestellt wurde. Man kann kühn behaupten, daß als einzelner Tragleuchter (nicht siebenarmig als polycandela) dieser seltene und ausgezeichnete Kandelaber im Bamberger Dom unseres Wissens noch nicht von ähnlichen in Europa hinsichtlich seiner Größe und Formenreichthums übertroffen wird. Es wäre nur zu wünschen, daß dieser hervorragende großartige Kandelaber mit Beigabe einer Zeichnung nächstens irgendwo Besprechung fände.

liche Weise vielfach grassirten, Widerstand geleistet haben, wenn sie nicht glücklicher Weise aus Kupfer mit reicher Vergoldung angefertigt gewesen wären. Außer den beiden oben beschriebenen Leuchtern verdient in St. Gangolph noch ein größeres crux altaris Beachtung, das vielleicht auch ehemals als Prozessionskreuz dazu bestimmt war, in seiner inneren Höhlung Reliquien zu includiren. Dasselbe hat die bedeutende Höhe von 72 Centim. und die Form eines lateinischen Kreuzes mit verlängertem Unterbalken. Der Fuß dieses Kreuzes ist in einem sechstheiligen Rosenblatt gehalten und es findet sich auf der Fläche desselben ein energisch stylisirtes Laubornament, das kühn und schwungvoll durch vertiefte Gravirung auf schaffirtem Tiefgrunde zu ersehen ist. Auf dem ansteigend sich verjüngenden Halse des Fußes erblickt man einen sechstheiligen architektonischen Aufsatz mit kleinen Widerlagspfeilern versehen, dessen sechs Flächen mit kleinen halberhabenen Figuren verschiedener Heiligen als Kniestücke darstellend verziert sind. Der Knauf (nodus) der den sechsseitigen Stiel als Träger in der Mitte abtheilt, ist einfach gegliedert und zeigt auf den sechs Ecken ziemlich stark hervorspringende Röhrchen; das Kreuz selbst, das ohne weitere organische Verbindung auf dem Ständer aufsitzt, ist an seinen vier Ausgangspunkten, wie gewöhnlich, mit vierblättrigen Rosen gekrönt, die als Medaillons auf der hinteren Fläche geeignete Räume bieten zur Aufnahme und Darstellung von figuraler Gravirung, die in Kniestücken darstellen die vier Evangelisten mit ihren Attributen. Die übrigen Flächen der Kreuzbalken, die sich auf der Rückseite an diese Vierpässe anschließen, sind ebenfalls mit eingravirten Laubornamenten verziert, die sich als Gewinde um einen in der Mitte befindlichen Stab gleichmäßig fortsetzen. Auf der vorderen Seite des Kreuzes erblickt man die mit Kunstgeschmack und ziemlich richtigem Verständniß der anatomischen Formen in Messing gegossene und stark vergoldete Figur des gekreuzigten Heilandes. An dieser Seite sind die Vierpässe an den Ausmündungen der Kreuzbalken mit Oeffnungen versehen, die unter Glasverschluß verschiedene Reliquien zur Ansicht treten lassen. Die Ornamentation und Einfassung dieser Reliquien zeugen von späteren Zuthaten, als der Geschmack schon zu Tändeleien und Spielereien sich hinneigte. Auf den übrigen Flächen des Vordertheils des Kreuzes zeigen sich ebenfalls schwungvoll gravirte Ornamente, die die sichere und kunstgeübte Hand eines Meisters in der schwierigen Gravirkunst erkennen lassen. Noch bemerken wir, daß die Pässe mit je vier aufliegenden Laubornamenten von einfacher Form

verziert sind. Die flachen Seitentheile des Kreuzes scheinen uns in Gelbkupfer ohne Vergoldung auf eine ziemlich rohe Weise in jener kunstlosen Zeit hinzugefügt worden zu sein, als man auch den „titulus crucis“ in der unschönen Form des Zopfes hinzugegeben hat. Was nun die Zeit der Anfertigung des vorliegenden Kreuzes betrifft, so sei noch in Kurzem bemerkt, daß deutliche Anzeigen hier vorliegen, dasselbe habe im dritten Viertel des XIV. Jahrhunderts von kunstgeübter Hand seine Entstehung gefunden. Außer den breitgezogenen Laubornamenten, die deutlich an die Kunstepoche Carls des IV. erinnern, geht auch aus der Composition und Stylisirung der schönen figuralen Darstellung mit fließender gehäufter Drapirung der Gewänder zur Genüge hervor, daß die Malerei und Sculptur noch nicht die geknickte, manirirte Behandlung der Gewänder, wie sie gegen Schluß des XV. Jahrhunderts auftritt, adoptirt hatte. Zu wünschen wäre es, daß das in Rede stehende, interessante Kreuz, das als Modell für andere neu anzufertigende dienen könnte, von kunstgeübter Hand eine stylgerechte Wiederherstellung und solide Feuervergoldung erführe, deren Ton jedoch ernst und kalt in sogenanntem Grüngold gehalten sein müßte, wodurch sich die Vergoldung der mittelalterlichen kirchlichen Geräthschaften so vortheilhaft auszeichnete.

Die romanischen Ueberreste der Abteikirche Michaelsberg zu Bamberg.

Tafel XIV.

Diese von Kaiser Heinrich 1009 gegründete Kirche litt 1117 durch ein Erdbeben und wurde darauf von Bischof Otto dem Heiligen angeblich neu erbaut. Dieser Neubau erstreckte sich indeß nicht auf das Ganze denn noch heute sind ursprünglich alte Theile übrig, nemlich das ganze Kreuzschiff a. a. und die je ersten Arkadenbögen der Langschiffe bis b. b. Von hier westwärts bis zu den Thürmen hat sich der Bau Bischof Ottos aus der ersten Hälfte des zwölften Jahrhunderts erhalten, und der Pfeiler c. zeigt, wie die neueren Arkaden an die älteren sich anschließen.

Die ersten alten Theile sind einfach und roh. Die Wände entbehren noch der spätern sorgfältigen Glätte. Die rundbogig geschlossenen Fenster im Kreuzschiff sind nicht eingeschrägt, sondern nach Art der normännischen eingestuft. Der Bogenfries am Aeußeren des Kreuzschiffes ist gleichfalls einfach und sehr primitiv, und würde, wenn er

gleichzeitig entstanden, zu den ältesten seiner Art gehören. Im Inneren der ältesten Theile kommt auch bereits der Würfelfries vor bei d.

An dem Bau aus Ottos Zeit sind nur die Arkaden charakteristisch, aber auch das einzige Vorhandene, was bewegte für Styl sprechende Formen enthält; denn die Fenster der Langschiffe wurden später durch gothische ersetzt, und der Chor gänzlich im gothischen Style erneuert, auch ist an den Thürmen so viel Neubau und Umbau mittelst einer Roccocofacade zugewachsen, daß romanische Spuren nicht zu finden sind. Die bezeichneten romanischen Arkaden sind indessen um so interessanter, als sie ein belehrendes Beispiel liefern über das damalige Stadium der architectonischen Kunstentwicklung.

Die Baukunst des zehnten und eilften Jahrhunderts kannte fast nur Säulen als Arkadenträger, glatte Pfeiler, glatte Wände, einfach vortretende Sockel, antikisirte einfache Gesimse.

Das Bedürfniß für den Kirchbau sprach weitere antike Bauglieder nicht an, auch eignete sich die dermalige Technik nicht, für gewagtere Ornamentirung Diese Umstände führten denn im zwölften Jahrhundert dem deutschromanischen Style die Möglichkeit zu, jene einfachen Grundformen nach eigener Erfindung mit bewegteren Formen zu verbinden wobei denn versuchsweise allerdings feststehende architectonische Grundregeln anfangs vielfach verletzt wurden.

An unseren Arkaden sehen wir bei f. und g. den tragenden Pfeilersockel, bei h das abschließende Pfeilergesims; die starken Rundstäbe der Pfeilerecken dagegen nehmen eine ebenso entschiedene architektonische Bedeutung als Sockel und Sims in Anspruch, schneiden aus beiden Eckstücke hinweg, und bewegen sich vom Erdboden an nicht nur ununterbrochen an den Pfeilerecken hinauf, sondern in gleicher Weise auch längs der Bogenkanten.

Wer wollte hier jenes Gefühl verkennen, welches später der gothische Styl entwickelte, und überall demselben zu Grunde lag? Freilich kam es nur erst darauf an, dem ersten Aufkommen dieses Gefühls zu entsprechen.

Sockel und Sims sind vor der Hand nur an ihrer vollklingenden Wesenheit beschädigt, doch wurde ihre Grundbedeutung nicht aufgegeben, weil man sie beibehielt. Der runde fortlaufende Stab hat für sich allein auch keine gerechtfertigte Bedeutung, im Verhältniß zum Ganzen aber eine sehr tiefe, nemlich die: „Die antike gänzliche Abschlüßlichkeit der einzelnen Bauglieder sollte hinfort ein Ende nehmen, die Massen sollten durch einander pulsiren als etwas Gemeinsames,

die Individualität der einzelnen Bauglieder nach ihrer Aufgabe und ihrer Form, zugleich aber auch nicht verkümmert werden. Unbeholfen kommen die Formen unserer Arkaden diesen neuen architektonischen Regeln bereits nach und zwar in sehr entschiedener Aussprache; vollkommen durfte diesen Regeln erst das gothische System entsprechen.

Alterthümer auf der Mainstrecke von Würzburg bis Aschaffenburg.

Auch in unserem Blatte haben wir die Inventarisation der kirchlichen Kunstalterthümer in Anregung gebracht. Daß dieselbe, soll solche ihrem ernsten und würdigen Zweck entsprechen, nicht so leicht Aufgabe und Lösung für Privat-Unternehmungen werden kann, dafür sprechen wohl ihr nothwendiger Aufwand von Zeit und competenten Kenntnissen in Verbindung mit nicht unbedeutenden Kosten, also von Erfordernissen, die nicht leicht bei Privaten und ein und derselben Person vorgefunden werden dürften. Die Privat-Industrie hingegen wird sich in dieser Richtung in einer Weise bewegen, welche ihrem besonderen eigenen Zweck am nächsten liegt, anderweite Entdeckungen dagegen nur insoweit berühren, als diese ihr so ziemlich von selbst in die Hände fallen. Finden diese dankenswerthe Mittheilung, so werden freilich nur Andeutungen und Bruchstücke gefördert, immerhin aber doch ein Material, welches nachfolgenden artistischen Touristen als Wegweiser willkommen erscheinen muß.

Nur in diesem Sinne, keineswegs als das Resultat einer gründlichen Erforschung Alles an jedem Ort vorhandenen Werthvollen mögen die nachfolgenden Notizen Beachtung finden.

Handbücher für Reisende auf dem Main sind fast bis zum Ueberflusse erschienen, mit Rücksicht auf artischer Beobachtung ausgestattete sind uns dagegen nicht bekannt. Mögen daher unsere Bruchstücke den Anfang machen, auch diese artische Seite zu ergänzen. Uebrigens sind gerade die interessantesten Gegenden dieses Flusses, wenn man nicht zu Fuß wandern oder ein eigenes Fuhrwerk mit sich führen will, für die Folge um so schwerer zugänglich, als einmal die Eisenbahn solche umgeht, zum andern die Reste der bisherigen Dampfschifffahrt mit Ablauf des letzten Sommers eingegangen sein dürften.

Beginnen wir nun die von uns gesammelten Notizen mit Würzburg, so kommt vor allem dessen Cathedrale zuerst an die Reihe. Für

oberflächliche Formen der mittelalterlichen Baukunst hat dieses Monument scheinbar keinen besonderen Werth, weiß man dagegen tiefer auf die Dinge einzugehen, so ergibt sich ein vielseitiges Interesse. Im Jahre 862 begann der heilige Arno den Dombau; und 891 fand die Einweihung statt. Diese Kirche litt 922 dermassen durch Feuer, daß nur eine nothdürftige Herstellung möglich wurde. Der heilige Bruno begann 1043 einen neuen Chor und 1189 fand eine Einweihung statt. Der Augenschein lehrt indessen, daß das Gebäude in diesem Zeitraum von fast drei Jahrhunderten zweimal errichtet worden, der erste Dom also durch einen zweiten fast vollkommen erneuert worden ist. Mit Sicherheit ist anzunehmen, daß vom ersten, jedenfalls ungleich kleinerem Bau, nur noch die westlichen Thürme, mit Ausschluß deren gothischer Bekrönung geblieben sind. Beide Thürme und ihr Zwischenbau, zusammen von höchst einfachen Formen mit kleinen Fenstern, haben wenig mehr Breite, als das Mittelschiff nach der Erneuerung allein in Anspruch nimmt. Jedenfalls wurde der erste Bau, wie der Regel nach geschah, mit dem Chorende begonnen, so daß der Zeit nach die westlichen Thürme den Schluß ergaben, woraus sich wohl folgern läßt, daß das erste Schiff die Breite des Zwischenbaues zwischen den Thürmen nicht überschritten hat, also sehr schmal gewesen sein muß, sowie daß die westlichen Thürme sehr alt sind, wenn auch nicht im neunten, so doch sicher im folgenden oder im eilften Jahrhundert errichtet sein mögen. Dem 1189 eingeweihten Werke gehören dagegen Chor, Kreuzschiff und die Langschiffe an, welche in grandiosen Formen aus einem Gusse bestehen, von chronologischer Stylverschiedenheit Spuren nicht verrathen, bis auf Zuthat einiger Nebendinge, wie z. B. die östlichen reich gegliederten Portale und die obern Theile der östlichen Thürme, welche der ersten Zeit des dreizehnten Jahrhunderts zuzuschreiben sind.

Die Höhe der Kirche, wie sie jetzt noch vorhanden ist, beträgt an 80 Fuß, die Gesammtlänge 358 Fuß, also bedeutend mehr, als die Länge der Dome zu Bamberg und Mainz. Von der Länge kommen 202 Fuß auf das Mittelschiff, 47 Fuß auf die Querschiffbreite und 108 Fuß auf den Chor. Dabei ist das Mittelschiff 49, jedes Seitenschiff 21 Fuß breit, die letzteren bei einer Höhe von 37 Fuß, also etwa der halben Höhe des Hauptschiffes. Das Kreuzschiff hat von Norden nach Süden die bedeutende Ausdehnung von 198 Fuß, also fast soviel Länge als das Langhaus. Bei der kräftigen Haltung aller Theile bildet der Dom daher besonders von der Ostseite eine impo-

sante Masse. Ein gegliederter Bogenfries zieht unter den Dachgesimsen entlang und wiederholt sich am Kreuzschiff in halber Höhe, so daß hier Fenster in zwei Reihen über einander stehen. Die Wandvertheilung findet nicht durch Pilaster, sondern durch Rundstäbchen statt, welche zu oberst mit Würfelkapitälchen versehen sind.

Je eine Seiten-Conche schließt sich sodann noch an die Mitte der Ostseite der beiden Kreuzflügel an. Sämmtliche Fenster, rundbogig geschlossen, schrägen sich einfach und steil nach der Mauerdicke ein. Dabei ist von der Hauptabsis noch zu bemerken, daß solche in späterer Zeit bis zur Höhe der übrigen Theile aufgehöht wurde, während früher, wie gewöhnlich diese Höhe nur erst durch ihren Gewölbescheitel erreicht wurde. Dieser im Aeußern wohl erhaltene Bau ist um so beachtenswerther, da er den wesentlichen Theilen nach in die erste Hälfte allenfalls zwei Dritttheile des XII. Jahrhunderts fällt, und wohl das großartigste Werk enthält, welches in Deutschland um diese Zeit aufgeführt wurde. Späterer Zeit, dem Anfange des XIII. Jahrhunderts, gehören die beiden östlichen Thürme an, ja es scheint, daß solche vom Grunde auf jetzt erst dem Ganzen eingefügt wurden. Die Fenster des südöstlichen Thurmes sind mit Ausnahme der obersten noch rundbogig, die des nördlichen bereits mittelst Spitzbögen geschlossen. Sehr interessant für die Thurmentwickelung dieser Zeit erscheint der Uebergang aus dem Viereck ins Achteck. Bis zur Höhe des Kreuzschiffes ist das Viereck der Thürme einfach, dann folgen zwei Geschosse, bei welchem im Viereck sich bereits das Achteck für sich erhebt,*) worauf zwei achtseitige Stockwerke folgen, welche je acht Spitzgiebel und innerhalb dieser die Thurmspitze selbst tragen. In der halben Höhe, wo Achteck und Viereck in einander sich begegnen, haben die vier abfälligen Dreiecke ihre besonderen Fenster, eine spitze Zuschrägung und auf der Ecke ein kleines Thürmchen, welches als Vorläufer der späteren gothischen Fialen betrachtet werden darf. So ungemein schlanke und zierliche romanische Thürme wie diese, hat in Deutschland kein zweites Bauwerk aufzuweisen. Ein eigenthümlicher Versuch mit Materialtönen erscheint zuletzt noch an beiden Thürmen, nemlich bis zu ihrer halben Höhe wechseln Schichten ab in grüngrauem und rothem Sandstein, ein seltenes Vorkommen an deutschen Werken in gewachsenem Stein, und sicher ein Versuch nach italienischen Vorbildern.

*) Sicher ist dieser Uebergang vorbildlich geworden bei späterer Errichtung des schönen gothischen Thurmes an der Frauenkirche.

Im Inneren bildet der Dom einen höchst großartigen Raum, ist aber 1701—3 durchweg mit Stuck im Roccocostyl überkleidet. Unter allem Uebrigen wurde auch das gothische Sakramentshäuschen zerstört, dessen Trümmer in jüngster Zeit in einem Gewölbe des Domes vorgefunden wurden. Das alte Silbergeräthe wurde 1794 zu Münzen verprägt mit der Aufschrift „pro patria". Unter den zahlreichen Grabmonumenten sind noch viele beachtenswerthe mittelalterliche erhalten, so die der Fürstbischöfe Gotfried von Pisenburg † 1190; Gotfried II. v. Hohenlohe † 1198; Mangold v. Neuenburg † 1303; Otto II. v. Wolfskeel † 1345; Albert v. Hohenlohe † 1372; Gerhard v. Schwarzburg 1400; Johann I. v. Eglofstein 1411; Johann II. v. Brunn † 1440; Gottfried IV. v. Limburg † 1455; Johann III. v. Grumbach † 1466; Rudolph v. Scherenberg 1495; Hermann v. Lichtenberg ohne Inschrift.

Auch ein alter Taufstein ist noch vorhanden, der 1279 in einzelnen Stücken gegossen und zusammengenietet wurde. Seine Form ist rund und springt zu unterst in einem kräftigen Sockel vor; acht Strebpfeiler mit Fialen frühgothischen Styls bilden sodann Felder mit Figuren, deren jedes ein Spitzgiebelpaar überdeckt.

Die Ornatkammer bewahrt Bischofsstab und Inful des 1495 verstorbenen Fürstbischofs Rudolph von Scherenberg; die Inful mit den Bildnissen der Kirchenväter in erhabener Arbeit.

Unter den südlichen Anbauten des Domes verdient der schöne gothische Kreuzgang und die Sepultur im unteren Stockwerke des Capitelhauses nicht übersehen zu werden. Letztere, 1491 im gothischen Style erbaut, hat 115 Fuß Länge und 42 Fuß Breite. Das schöne Gewölbe wird in der Mitte der Länge nach durch eine Reihe von sieben schlanken Pfeilern unterstützt.

Dem Dome gegenüber an dessen Nordseite steht das sogenannte Neue Münster, auf der Stelle, wo der erste noch hölzerne Dom des heiligen Burkard gestanden haben soll. Die ältesten Theile der Kirche, Chor, Kreuzschiff und ein westlicher Thurm stammen aus dem ersten Viertel des dreizehnten Jahrhunderts und enthalten mitunter sehr interessante Formen. Die oberen Theile des Thurmes erinnern an den nördlichen, Kunstfreunden mehr bekannten Thurm der Marienkirche zu Arnstadt in Thüringen. Das nemliche Gebäude, welches Bischof Heinrich um 1000 hier errichten ließ, ist also in diesen Ueberresten, wie einige glaubten, nicht mehr vorhanden. Der Kreuzgang enthielt einst den später abhanden gekommenen Grabstein Walthers von der Vogelweide. † 1270.

Die Kirche zu unserer lieben Frau oder St. Marienkapelle, erbaut 1377, gehört zu den prachtvollsten ihrer Zeit. Drei gleich hohe Kirchenschiffe, durch kühne schlanke Pfeiler von einander getrennt, bilden herrliche Hallen. Weil die Nebenschiffe schmal sind, herrscht die bedeutende Höhenrichtung vor. Drei schöne Hauptportale, westlich, südlich und nördlich führen ins Innere. Der Thurm an der Nordwestseite ist unterhalb schmucklos, wird aber in den mittleren Theilen interessant, weil hier das Achteck innerhalb des durchbrochenen Vierecks sich entwickelt. Die obersten achtseitigen Theile des Thurmes nebst der Spitze gehören den letzten Jahren an. Weiter ist auf dem rechten Flußufer noch die von Petrini aufgeführte Neubaukirche zu erwähnen, welche ähnlich den Jesuitenkirchen von Coblenz und Köln ein Gemisch von neuitalienischem und gothischem Style begleitet. Namentlich enthalten sämmtliche Fenster reiche gothische Maaßwerke. Obgleich in möglichst sinniger Weise beide Style einander nahe gebracht sind, beweisen doch diese Verbindungen, wie sehr die beiden Stylsysteme einander ihrer Natur nach widerstreiten. Auf dem linken Flußufer ist am bemerkenswerthesten die noch romanische sehr verfallene Schottenkloster-Kirche.

Ochsenfurt, wohin man mit der Post von Würzburg aus in wenigen Stunden gelangt, ist noch ringsum mit seinen mittelalterlichen Mauern, Thürmen und Thoren umgeben. Die schöne große, dreischiffige Stadtkirche enthält ein reiches Sakramentsthürmchen und einen alten Taufstein. Dicht neben derselben auf der Südseite steht die gothische Kapelle zum heiligen Michael mit einem guten Portal. Auch hat das Rathhaus mit einer vorliegenden hohen Treppe, an allen drei freistehenden Seiten seinen alten gothischen Charakter bewahrt.

Stromabwärts von Würzburg und zwar auf dem rechten Mainufer führt die Eisenbahn nach Karlstadt, einem Städtchen so groß wie Ochsenfurt, 2200 Einwohner. Auch hier ist eine gute Stadtkirche und ein großes gothisches, aber mehr verfallenes Rathhaus. An der Kirche hat der Thurm unten eine offene Vorhalle und gehört derselbe mit seinen romanischen Fenstern einem früheren Bauwerk, die Kirche selbst mit drei gleich hohen Schiffen, Kreuz und Chor dem gothischen Style an. Alle Fenster der Kirche enthalten gut gedachtes und einige recht eigenthümlich schönes Maaßwerk. Fast sämmtliche Kirchthüren sind noch mittelalterlich und mit altem Eisenbeschlag versehen. Vorzüglich schön, obgleich theilweise verstümmelt ist der Thür-

beschlag am südlichen Eingange; ein schönes Rankenwerk mit Blättern verbreitet sich gleichmäßig, einem Teppichmuster ähnlich über das gesammte Holzwerk. Aehnliche, fast noch sauberer gearbeitete Beschläge haben sich auch auf der Nordseite der Frauenkapelle zu Würzburg erhalten. Gegenüber von Karlstadt am linken Flußufer auf hohen steilen Felsen ruhen die Ruinen der Karlsburg mit mehreren Reihen Fensteröffnungen in Stockwerken über einander. Interessant ist die Straße, welche vom Rathhause nach dem Fluß hinab führt; rechts und links die Häuser von Riegelholz, jedes Stockwerk vorgebaut, nach oben die Straße verengend; unten am Fluß der Thorbogen mit einem alten Vertheidigungsthurm zur linken, und hinter dem Thor über dem Fluß, hoch oben Alles überragend und verbauend die alte Burg; ein frappantes mittelalterliches auf damalige Sicherheit und Wehrhaftigkeit hindeutendes Gemälde.

Gemünden mit hochgelegenen Ruinen des Schlosses Scherenburg und ein paar runden Thürmen hat sonst für den Archäologen nichts Besonderes, die Lage der Stadt aber mit Flüssen, Brücken, Wiesen, Bergen und Felsen, bietet von jeder Stelle aus gesehen neue landschaftliche Reize.

Lohr, von wo ab die Bahn den Fluß verläßt und in den Spessart sich wendet, enthält auch nicht viel Beachtenswerthes ungeachtet der Größe der Stadt mit fast 4000 Einwohnern. Der Kirchthurm von 1496 ist einfach viereckig, oben mit durchbrochener Gallerie und schönem Helm; die Kirche in den Schiffen noch Ueberrest einer romanischen Basilika; der Taufstein von runder Form mit Zweigwerkverschlingung und geometrischen Versätzen im Fuß, ist nicht zu übersehen. Auf dem Landwege nach Rothenfels begegnet man den schönen Ruinen des unlängst verbrannten Klosters Neustadt, einer Benediktiner-Abtei aus dem achten Jahrhundert.

Das Städtchen Rothenfels ist klein, und fast nur mit einer Straße längs des Flusses hingezwängt, während die Kirche und die übrigen Häuser bereits bergan steigen, und durch die Felsenburg überragt werden. Die Kirche enthält sehr spätes, aber eigenthümlich gehaltenes Fenster-Maaßwerk, und ein Sakramentshäuschen in schwerer renaissancer Form, gewiß ein seltenes Vorkommen; auch befindet sich hier eine silberne gothische Monstranz aus dem sechszehnten Jahrhundert.

Den schönsten Punkt dieser Gegend bildet unbestritten Wertheim und seine nächste Umgebung. An Einwohnerzahl nicht größer

als Lohr sieht es dennoch ungleich größer, großartiger und volkreicher aus, als jener Ort. Dazu kommt noch als eine Hauptzierde die Schloßruine auf Felsen über der Stadt, und die Ausmündung des Tauber-Thales mit seinem Fluß in den Main.

Die Schloßruine ist bereits sehr zerfallen und Hauptwände haben sich soweit abgelöst, daß ihr Einsturz sich befürchten läßt. Uebrigens sind nur ganz rohe Mauern vorhanden nebst einigen Thurmresten. Unten am Schloßberge am Anfang der Stadt befindet sich die Pfarrkirche. Schön ist ihr Thurm, vierseitig, nach oben hin im Schmucke zunehmend bekrönt ihn eine durchbrochene Gallerie und der gewöhnliche gothische Spitzhelm. Seine Lage zum Kirchenschiff ist derartig, daß er mit dessen nördlicher Flucht einen rechten Winkel bildet, in welchem Winkel sich ausgezeichnete Architekturen befinden, nemlich am Thurme ein vorspringender schöner gothischer Chorerker, am Schiffe ein Portal, auswärts durch einen viereckigen sehr reichen gothischen Baldachin überbaut. Das Uebrige der Kirche hat keine beachtenswerthe Formen. Um so mehr wird der Kunstfreund durch die Ueberbleibsel der Kapelle überrascht, welche nördlich der Kirche gegenüber mit höchst zierlichen Formen an den Felsen sich anlehnt. Sie besteht aus zwei Stockwerken. Das untere niedrige hat an der Süd- und Westseite im Aeußeren einen zwischen die Strebepfeiler vorgelegten Umgang, welcher unterhalb auf so zierlich gefaßten Bögen ruht, wie ähnliche uns noch nicht vorkamen. Die westliche Freitreppe springt noch weiter vor uud drei wieder sehr zierliche Portale führen in die unteren Räume. Der obere Theil ist noch gewölbt, nimmt aber drei später eingeschobene Stockwerke ein, denn das Gebäude wurde leider zu einer Schule umgewandelt, wobei auch die Fenster ihr Maaßwerk verlustig gingen. An einer anderen Kapelle in einer Nebenstraße des Marktes ist der gothische Chorschluß eigenthümlich; bis zum Beginne der Fenster rund, dann vielseitig und zwischen den Fenstern mit sehr schlanken Strebepfeilerchen. Unter mehreren alten Befestigungsthürmen zeichnet sich einer unweit des Mainstromes aus; die Rundung geht in Achteck über, dieses ladet in gewisser Höhe mit einem hübschen Fries aus, über welchem der oberste Thurmabsatz vorspringt, welchen acht noch mehr ausladende Thürmchen an den Ecken einfassen.

Auch über den Städtchen Prozelten, Freudenberg und Miltenberg liegen Schloßruinen. Das letztere erstreckt sich auf eine bedeutende Länge am Fluß hin, enthält wohl mancherlei Alterthümer an

Kirchen, Thürmen, auch ein altes Rathhaus, indessen durch Formen nichts von besonderer Auszeichnung.

Zu Obernburg und Gr. Wallstadt befinden sich gleichfalls recht zierliche Befestigungsthürme.

Aschaffenburg zählt mehrere alte Kirchen, doch ist nur die des ehemaligen Collegiatstiftes zu St. Peter und Alexander besonderer Beachtung werth. Malerisch ist ihre hohe Lage, zu welcher breite Treppen emporführen. An der westlichen und nördlichen Seite zieht ein gewölbter Umgang sich hin, der nach Kreuzgangsart an die Kirchenmauer anlehnt und mittelst der geöffneten Säulen-Arkaden frei nach der Straße heruntersieht.

Sowohl dieser Umgang wie auch der eigentliche, im Innern der Stiftsgebäude befindliche Kreuzgang sind noch romanisch aus dem Anfange des dreizehnten Jahrhunderts. Am Aeußeren ist der sehr schöne Glockenthurm, im Innern der gothische Taufstein vorzugsweise zu beachten.

Notiz.

Mit dieser Nummer hört das Quartalblatt auf zu erscheinen.

Redaction von G. G. Kallenbach in Bamberg. Die beiden Jahrgänge 1857 und 1858 sind für die Folge zu beziehen durch die Pfeffer'sche Buchhandlung in Halle a. d. Saale.

Druck von J. M. Reindl in Bamberg.

Kögl

Kögl

Kallenbach, G. G.

Beiträge zum Verständniß der Kirchen-Baukunst mit besonderer Rücksicht auf Neubau, Restauration und Ausstattung Ein Quartalblatt mit größeren Abhandlungen und kleineren Notizen von G. G. Kallenbach
Bd.: 2

Halle 1858